

# GEHEIMNIS DES GLAUBENS

Einführung in die Feier der Eucharistie



Klaus Einspieler

# GEHEIMNIS DES GLAUBENS

Einführung in die Feier der Eucharistie



**Katholische Kirche Kärnten**  
KATOLIŠKA CERKEV KOROŠKA  
BISCHÖFLICHES SEELSORGEAMT

Referat für Bibel und Liturgie  
Referat za Sv. pismo in liturgijo

GEHEIMNIS DES GLAUBENS.  
Einführung in die Feier der Eucharistie

*Autor:*

Klaus Einspieler,  
Referent der Diözese Gurk für Bibel und Liturgie

*Rechte:*

2012, Klagenfurt  
Klaus Einspieler

*Umschlag und Layout:*

Christina Maderthoner  
Druck- und Kopiezentrum  
Tarviser Straße 30, 9020 Klagenfurt

*Bestellungen:*

Diözesanhaus – Behelfsdienst  
Tarviser Straße 30, 9020 Klagenfurt  
Tel.: 0463/5877-2135  
E-Mail: behelfsdienst@kath-kirche-kaernten.at

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Diözesanbischof Dr. Alois Schwarz	9
Hinführung	11

## I. EIN BLICK IN DIE GESCHICHTE

1. Eine Feier, viele Namen	14
2. Die Eucharistiefeyer in der Antike	16
3. Die Eucharistiefeyer im Mittelalter	19
4. Die Eucharistiefeyer in der Neuzeit	21
5. Die Eucharistiefeyer im 20. Jahrhundert	24

## II. DIE ERÖFFNUNG

1. Die Gemeinde versammelt sich	28
2. Der Einzug	30
3. Die liturgischen Dienste	33
4. Der Gesang zum Einzug – Introitus	35
5. Im Zeichen des Kreuzes	38
6. Der Herr sei mit euch	40
7. Der Bußakt	43
8. Das sonntägliche Taufgedächtnis	47
9. Kyrie eleison	50
10. Das Gloria	54
11. Das Tagesgebet	59

### III. DIE LITURGIE DES WORTES

1. Im Gespräch mit IHM	64
2. Der Ambo – Ort der Begegnung mit Christus	66
3. Lektionar und Evangelienbuch	68
4. Der Lektor	70
5. Die Leseordnung	74
6. Das Alte Testament in der Liturgie	76
7. Die Lesungen	78
8. Der Antwortpsalm	82
9. Die Sequenz	86
10. Das Halleluja	88
11. Die Evangelienprozession	90
12. Das Evangelium	92
13. Predigt oder Homilie?	94
14. Credo – Ich glaube	96
15. Die Fürbitten	98

### IV. DIE EUCHARISTISCHE LITURGIE

1. Am Tisch des Herrn versammelt	104
2. Der Altar	106
3. Die Gabenbereitung: Er nahm das Brot	108
4. Das Herbeibringen der Gaben	110
5. Der Gesang zur Gabenbereitung – Offertorium	114
6. Vom Brot zur Hostie	116
7. Wein, der das Herz des Menschen erfreut	118
8. Die Darstellung der Gaben auf dem Altar	120
9. Die Beräucherung	122
10. Herr, wasche ab meine Schuld	124
11. Das Gabengebet	126

12. Das Eucharistische Hochgebet: Er sprach den Lobpreis	128
13. Der Römische Kanon und die Hochgebete	130
14. Erhebet die Herzen	132
15. Die Präfation	134
16. Heilig, heilig, heilig	138
17. Beten mit allen Sinnen	142
18. Sende deinen Geist – die Epiklese	144
19. Das ist mein Leib – der Einsetzungsbericht	146
20. Gedächtnis und Darbringung	148
21. Das Gebet für die Kirche	150
22. Durch ihn und mit ihm und in ihm ... – die Doxologie	152
23. Das Gebet des Herrn	154
24. Der Friedensgruß	158
25. Das Zerteilen der Hostie: Er brach das Brot	160
26. Das Lamm Gottes	162
27. Die Vorbereitung auf den Kommunionempfang	164
28. Regelmäßig zur Kommunion?	166
29. Die Kommunion: Er reichte ihnen das Brot	168
30. Das Blut Christi	170
31. Der Gesang zur Kommunion – Communio	172
32. Nach der Kommunion	174
33. Das Schlussgebet	176

## V. DER ABSCHLUSS

1. Die Verlautbarungen und der Segen	180
2. Gehet hin in Frieden	182
Ausblick	185



## Vorwort

Das Zweite Vatikanische Konzil bezeichnet die Eucharistie als „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ (Lumen gentium, Nr. 11). In der Konstitution über die heilige Liturgie werden die Grundlagen für eine umfassende Erneuerung des liturgischen Lebens der Kirche dargelegt.

Die älteren Leserinnen und Leser dieses Buches waren selbst noch Zeugen dieser Zeit, in der sich vieles an der äußeren Gestalt der liturgischen Feiern, vor allem der heiligen Messe, verändert hat: die Sprache, die liturgischen Orte, die liturgischen Bücher und einiges mehr.

Für zahlreiche Menschen hat sich dadurch ein neuer Zugang zur Eucharistiefeier eröffnet. Viele haben eine Aufgabe in der Liturgie übernommen und tragen so das Leben der Kirche in ihrem Heimatort mit.

Die Erneuerung des Gottesdienstes erschöpft sich jedoch nicht in der Anpassung von Texten und Riten. Sie ist uns allen als Auftrag mit auf den Weg gegeben. Dabei steht an erster Stelle die Vertiefung und Verinnerlichung der Texte, Gesten und Handlungen, die uns in der Eucharistiefeier begegnen. In ihnen zeigt sich uns auf vielfältige Weise



Christus. Er ist uns in den Worten der Heiligen Schrift und in den heiligen Zeichen nahe. Diese Nähe verdichtet sich in den Gestalten des Leibes und Blutes Christi zur bleibenden Gegenwart gemäß seiner Zusage: „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,20).

Liebe Leserin, lieber Leser, ich wünsche Ihnen, dass Sie durch dieses Buch zu einer vertieften Mitfeier der Eucharistie geführt werden. Lassen Sie sich von der edlen Schönheit dieser Feier zur Begegnung mit Christus führen und von ihm verwandeln.

*Dr. Alois Schwarz*  
*Diözesanbischof*

## Hinführung

Das Thema dieses Buches – die Feier der Eucharistie – ist für mich mehr als ein Gegenstand theoretischer Überlegungen. Seit meiner frühesten Kindheit ist die Messe ein Teil der Welt, in der ich lebe.

Die ersten Erinnerungen beginnen im Alter von vier Jahren. Damals saß ich als Kind regelmäßig auf der Empore der Wallfahrtskirche in Maria Elend. Meine Eltern sangen nämlich beim Kirchenchor. Jeden Freitag probten sie für die Messfeier am Sonntag. Ein festlicher Gottesdienst ist keineswegs selbstverständlich. Er lebt davon, dass sich Menschen Zeit nehmen und ihre Talente einbringen.

Mit sieben Jahren begann ich zu ministrieren. Die Nähe zum Geschehen am Altar, das Gefühl, einen Beitrag zum Gelingen der Feier zu leisten, prägten diese Zeit. Dazu kam das Glaubenszeugnis des alternden Pfarrers, der buchstäblich mit letzter Kraft seinen Dienst am Altar versah. Im biblischen Alter von zwölf Jahren durfte ich schließlich das erste Mal den Ambo betreten, um das Wort Gottes zu verkünden.

Das Studium der Theologie öffnete mir dann neue Perspektiven. Fasziniert folgte ich den Ausführungen unseres leider schon verstorbenen Liturgieprofessors Hansjörg Auf der Maur. Er hatte die große Gabe, auch in vielen Details noch die großen Linien in der Entwicklung der Eucharistiefeier aufleuchten zu lassen. In dieser Zeit öffnete sich mir der Blick

für die Geschichte der Messe, ihre biblischen Wurzeln und die Aussagekraft der heiligen Zeichen.

Seit dem Abschluss meines Studiums bin ich beauftragt, mein Wissen mit Menschen zu teilen, denen die Feier des Gottesdienstes in ihrer Pfarre ein Anliegen ist. Dabei war und bin ich Lehrender und Lernender. Zudem erlebe ich die Liturgie nach wie vor aus den unterschiedlichsten Perspektiven: als Lektor, Zeremoniär, Kommunionhelfer, Mesner, Mitglied zahlreicher Vorbereitungsteams, nicht zuletzt aber auch als Teil der feiernden Gemeinde.

Die Einladung der Kärntner Kirchenzeitung, mein Wissen auch ihren Leserinnen und Lesern in Form einer Serie zugänglich zu machen, habe ich gerne angenommen. Je umfangreicher die Reihe geworden ist, desto häufiger bin ich bei unterschiedlichen Gelegenheiten angesprochen worden, das Dargelegte doch auch zwischen zwei Buchdeckeln zu vereinen. Diesem Wunsch komme ich in der Gestalt dieses Buches nun gerne nach. Ich widme es meinen Kindern Samuel und Mirjam, die seit zwei Jahren ministrieren und nun die Erfahrungen meiner Kindheit mit mir teilen. Dass es in den Tagen erscheint, in denen meine Tochter gemeinsam mit meinen beiden Patenkindern David und Matija die Erstkommunion empfängt, ist eine glückliche Fügung.

*Klagenfurt,  
am Hochfest des Leibes und Blutes Christi 2012*

## I. EIN BLICK IN DIE GESCHICHTE

---

## 1. Eine Feier, viele Namen

Um sich dem Geheimnis der Messe anzunähern, hat man ihr im Laufe der Geschichte unterschiedliche Namen gegeben. Sie eröffnen uns eine große Vielfalt an Möglichkeiten, das Wesentliche in den Blick zu nehmen.

### *Messe*

Diese Bezeichnung wird bei uns wohl am häufigsten verwendet. Sie ist dem Ende der Feier entnommen. Der Diakon oder Priester entlässt die Gemeinde in der lateinischen Messe mit den Worten: „Ite, missa est.“ Sie lassen sich relativ schwer übersetzen. Im Deutschen und in den meisten anderen Sprachen lautet diese Aufforderung daher sinngemäß: „Gehet hin in Frieden.“ Nur im Italienischen heißt es: „Die Messe ist beendet“, und dann: „Gehet hin in Frieden.“ Im Wort missa stecken also die Motive der Entlassung und Verabschiedung, im späteren Verständnis aber auch der Segnung. So erinnert uns die Bezeichnung Messe daran, dass dieses Sakrament der Inbegriff göttlichen Segens ist.

### *Liturgie*

In der Ostkirche wird die Messe Göttliche Liturgie genannt. Das Wort Liturgie ist bei uns ein Sammelbegriff, der alle gottesdienstlichen Feiern zusammenfasst, also die Taufe, das Begräbnis, Laudes, Vesper und eben auch die Messe. In

der Ostkirche ist er ausschließlich für die Feier der Messe reserviert. Liturgie stammt aus dem Griechischen. Der Begriff setzt sich aus den Worten laos – das Volk – und ergon – das Werk – zusammen. Liturgie ist also das Handeln Gottes an seinem Volk, aber auch die Hingabe des Volkes an Gott.

### *Herrenmahl, Brotbrechen, Abendmahl*

Wagen wir einen Blick in die Bibel. Paulus nennt die Messe Herrenmahl (1 Kor 11,20). Diese Bezeichnung erinnert uns daran, wer der eigentliche Gastgeber ist. Christus lädt uns an seinen Tisch, er ist der Stifter. Wer an diesem Mahl teilnimmt, gehört zu ihm.

An anderer Stelle ist vom Brotbrechen die Rede (Apg 2,42). Unweigerlich erinnern wir uns an den Weg von zwei Jüngern in ein Dorf namens Emmaus. Ein Fremder geht mit ihnen. Als er ihnen das Brot bricht, erkennen sie schließlich, dass es der auferstandene Herr gewesen ist. Die Geste des Teilens und Gebens, verbunden mit Lobpreis und Danksagung, hat ihnen die Augen geöffnet. Vermutlich haben sie sich an das Letzte Abendmahl erinnert, als er das Brot genommen, gedankt, gebrochen und es ihnen gegeben hat. Die evangelische Kirche spricht daher vom Abendmahl und weist damit auf den Ursprung der Feier hin.

## *Eucharistie*

Seit dem Konzil wird bei uns schließlich der uralte Begriff Eucharistie wieder häufiger verwendet. Eucharistia heißt aus dem Griechischen übersetzt Danksagung. Sie ist in der Tat das zentrale Motiv der Messe. Viele sind es gewohnt, für Verstorbene zur Messe zu gehen und vor allem für jemanden oder um etwas zu bitten. Das ist grundsätzlich nicht falsch. Im Zentrum steht jedoch der Dank, den wir mit Christus, durch ihn und in ihm an Gott, unseren Vater, richten. Wir stehen vor Gott, um ihm für das große Geschenk unserer Erlösung durch Jesus Christus zu danken. Deshalb feiern wir Messe.

## 2. Die Eucharistiefeier in der Antike

In unserem Land stehen viele alte Kirchen. Wer einen Blick dafür hat, kann an ihnen unterschiedliche Epochen erkennen. Das eine oder andere Gebäude steht noch auf Fundamenten, die bis in die Romanik ragen. Die spitzböigen Fenster verraten, dass im Zeitalter der Gotik an ihm weitergebaut wurde. Das Inventar – Altäre und Heiligenstatuen – wurde oft im Barock in den Raum eingefügt. Im 19. oder 20. Jahrhundert sind eine Herz-Jesu-Statue oder eine Muttergottes aus Lourdes dazugekommen. Schließlich wurde der

Altarraum in den vergangenen Jahrzehnten durch den so genannten „Volksaltar“, den Ambo und den Priestersitz neu gestaltet. Im Idealfall sind sie nicht an das barocke Inventar angepasst. Man darf und soll sie in einigen Jahrzehnten als Werk unserer Zeit erkennen.

Ähnlich verhält es sich mit der Feier der Eucharistie. Sie gleicht einer Kirche, an der man im Laufe der Jahrhunderte immer wieder gebaut hat. Wer etwa vor 1960 geboren worden ist, war selbst Zeuge eines Umbaus, der in den letzten Jahrhunderten einzigartig gewesen ist und die Gestalt der Eucharistiefeier stark verändert hat. Dennoch hat sich nur das Erscheinungsbild geändert. Der Kern ist gleich geblieben. Wir tun, was Jesus beim Letzten Abendmahl getan hat und erfüllen damit seinen Auftrag – „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ (Lk 22,19).

Der Ursprung der Feier geht also auf Jesus selbst zurück. Verändert hat sich nur das Erscheinungsbild. Das Letzte Abendmahl Jesu wird von den Evangelisten als Paschamahl beschrieben. Die Juden gedenken in der Osternacht des Auszuges der Israeliten aus Ägypten. Dabei verzehren sie Speisen, die sie an den Weg aus der Knechtschaft in die Freiheit erinnern, unter anderem auch ungesäuertes Brot und Wein. Ursprünglich war die Eucharistie also Teil eines Mahles. Davon berichtet auch der Apostel Paulus (siehe



1 Kor 11,17-22). Allerdings kam es in diesem Zusammenhang bald zu großen Problemen. Soziale Spannungen wurden sichtbar, zudem sprengte die Größe der Gemeinde bald auch den Rahmen für ein Mahl. Daher wurde die Eucharistiefeier allmählich vom Sättigungsmahl abgetrennt. Andererseits kann man beobachten, dass bereits seit frühester Zeit vor dem eucharistischen Gottesdienst das Wort Gottes verkündet wurde und die Gemeinde für die Anliegen der Kirche und Welt gebetet hat – die beiden großen Teile, Wortgottesdienst und Eucharistiefeier, fanden zueinander.

Im vierten Jahrhundert gewährte Kaiser Konstantin den Christen die Religionsfreiheit. Nun wuchs die Kirche rasch an. Man errichtete Basiliken, in denen große Menschenmengen Platz finden konnten. Aus einer familiären Feier entwickelte sich ein Gottesdienst in großem Rahmen. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Eucharistie in dieser Zeit rituell stärker geprägt wurde. Zudem galten kirchliche Würdenträger nun als hohe Beamte des Römischen Reiches. Zahlreiche Bräuche des kaiserlichen Hofzeremoniells (zum Beispiel die Verwendung von Kerzen und Weihrauch) wurden in die Feier der Messe übernommen und gaben ihr ein feierliches Gepräge. So ist die Entwicklung der Eucharistiefeier in den ersten Jahrhunderten ein beeindruckendes Zeugnis der kulturellen Vitalität der jungen Kirche.

### 3. Die Eucharistiefeier im Mittelalter

Wann das Mittelalter beginnt, ist nicht genau zu bestimmen. Man kann nur im Nachhinein feststellen, dass es in bestimmten Epochen zu Umbrüchen gekommen ist, die nachhaltige Spuren hinterlassen haben. In der Geschichte der Eucharistie trifft dies vor allem für die Zeit der Völkerwanderung zu. Bis dahin war auf den Straßen der römisch geprägten Städte das Lateinische zu hören. Lesen und Schreiben gehörte zu den Grundkompetenzen einer gebildeten höheren Schicht der Bevölkerung. Nachdem die Bibel bereits in die lateinische Sprache übersetzt war, wurde den Menschen das Wort Gottes in ihrer Sprache verkündet. Das Volk konnte also aktiv und tätig mitfeiern. Mit der Völkerwanderung änderte sich dies grundlegend. Auf dem Gebiet des Römischen Reiches siedelten nun germanische und slawische Stämme. Sie mussten erst in einem mühevollen Prozess an das geschriebene Wort herangeführt werden. Allmählich entstanden kleinere Aufzeichnungen von Grundgebeten und Texten, wie etwa das Wessobrunner Gebet, ein frühes Denkmal der althochdeutschen Literatur, oder die Freisinger Denkmäler mit slowenischen Gebeten und einer Predigt. Die Eucharistiefeier hatte sich hingegen bereits zu einem entfalteten Geflecht von Texten und Gebeten entwickelt. Dafür fehlten bei den neuen Völkern zunächst die sprachlichen Voraussetzungen.

So behielt man die lateinische Liturgiesprache bei. Sie war jedoch inzwischen für die meisten Menschen zur Fremdsprache geworden. Dies hatte Auswirkungen auf die Art des Feierns. Da immer weniger Leute verstanden, was in der Eucharistie gebetet wurde, sah man die Feier zunehmend als Werk des Priesters, dem das Volk im Idealfall andächtig beiwohnte. Zudem begann man schon in der ausgehenden Antike, die kirchlichen Amtsträger im Lichte des alttestamentlichen Priestertums zu deuten. Der Gottesdienst wurde als heilige Handlung verstanden, deren Zentrum – das Geschehen am Altar – zu verhüllen und zu schützen war. Mit der Zeit wurden daher Teile des Eucharistischen Hochgebetes nur mehr leise gesprochen. Der Altar rückte immer weiter weg vom Volk. Allmählich wurde er durch hohe Schranken, später den Lettner oder Erhöhungen in der Kirche, vom Schiff getrennt. Der Dom zu Gurk ist ein ausgezeichnetes Beispiel dieser Entwicklung.

Dies prägte auch die Gestalt der Messfeier. Es entstanden nun zahlreiche Gebete, die der Priester für sich alleine rezitierte. Aus Furcht, den Leib des Herrn unwürdig zu empfangen, ging man nur mehr selten zur Kommunion. Ihren Platz nahm die Verehrung des Sakraments ein. Mit der Zeit wurde der Tabernakel nicht mehr in einer Nische der Seitenwand des Altarraumes verortet. Er rückte in der Gestalt des gotischen Sakramentshäuschens immer mehr ins Zen-

trum, bis er im Barock schließlich auf dem so genannten Hochaltar zu stehen kommt. Während also in der Antike die Anbetung Gottes durch die Teilnahme an der Feier betont wird, richtet sich die mittelalterliche Frömmigkeit immer mehr an der Frucht der Feier aus – der Schau und Anbetung des Leibes Christi.

#### 4. Die Eucharistiefeier in der Neuzeit

Im Jahre 1570 erscheint als Frucht des Konzils von Trient das Missale Romanum, das Römische Messbuch. Nach den Stürmen der Reformationszeit sollte es Sicherheit in der Frage bieten, welche Gestalt die Eucharistiefeier in der katholischen Kirche haben soll. Das erste Mal in der Geschichte gab es nun einen Ritus, der in allen Teilen der katholischen Welt als Richtschnur galt. Die Einheit im Glauben wurde von nun an auch in der Einheit im Ritus abgebildet. An den Texten und Riten änderte sich ab diesem Zeitpunkt so gut wie nichts mehr. Die Kirchenmusik und der Kirchenbau durchliefen hingegen einen bewegten Wandel.

Spätestens seit dem 15. Jahrhundert regte sich der Wunsch, durch die Verwendung der Volkssprache in der Liturgie das religiöse Wissen der Gläubigen zu stärken. Es entstanden

neue Formen, zum Beispiel der Prädikantengottesdienst. Er bestand aus einer Predigt, den Fürbitten sowie Gebeten und Gesängen. Damit füllte er ein Vakuum – in der Messe wurde nämlich nicht mehr gepredigt, und auch die Fürbitten waren längst aus dem Messritus verschwunden. Die Reformatoren griffen später auf diese Form zurück und machten sie im süddeutschen Raum zur Grundform evangelischen Gottesdienstes. Hier setzte sich auch der deutschsprachige Kirchengesang rasch durch. Es galt, die Gemeinde am Gottesdienst zu beteiligen und den Glauben in Liedform zu verkündigen. So stammen heute einige der bekanntesten Lieder in katholischen Gesangsbüchern von evangelischen Dichtern, zum Beispiel „Lobe den Herren“ von Joachim Neander. Aber auch in der katholischen Kirche selbst erkannte man bald die Notwendigkeit, das Volk durch den Gesang am Gottesdienst zu beteiligen. Zwei Namen seien an dieser Stelle genannt: Caspar Ulenberg („Nun lobet Gott im hohen Thron“) und Johann Leisentrit. Er gab im Jahre 1567 ein Gesangsbuch heraus, das sich rasch im ganzen deutschen Sprachraum verbreitete.

Die barocke Frömmigkeit des 17. und 18. Jahrhunderts stellte die Schau in das Zentrum. Üppige, repräsentative Kirchenbauten, Prozessionen und religiöses Schauspiel (Passionsspiele) wurden gepflegt und bildeten einen Kontrast zum eher nüchternen Messbuch. In der Aufklärung kam es zur Gegenbewegung. So regelte Kaiser Josef II. in Österreich

sogar die Zahl der Kerzen, die in der Kirche brennen durften. Schon zu Zeiten seiner Mutter, Kaiserin Maria Theresia, wurde die Schulpflicht eingeführt. Damals erschien ein Liederbuch, das ermöglichte, den Kindern einen Grundschatz liturgischer Gesänge zu vermitteln. So kommt es, dass einige Lieder seit alters her in mehreren Sprachen vorliegen, da sie in allen Teilen des Reiches gesungen wurden (zum Beispiel „Großer Gott, wir loben dich“).

Im 19. Jahrhundert kam die Kirche weltanschaulich immer stärker unter Druck. Viele sehnten sich nach der Einheit von Kirche und Gesellschaft, die man im Mittelalter verwirklicht sah. So begann man, im Kirchenbau wieder den gotischen und romanischen Stil zu imitieren (Historismus). Im Kirchengesang kam es zu einer Renaissance des gregorianischen Chorals (Cäcilienverband). Auf diese Art fühlte man sich der (vermeintlichen) Blüte des Christentums im Mittelalter besonders verbunden.

Die vier Jahrhunderte des Missale Romanum sind also eine kulturell bewegte Zeit. Der Messritus blieb zwar unangestastet, das Umfeld der Messe wurde jedoch immer wieder neu gestaltet. Viele Früchte dieses Prozesses prägen bis heute das geistliche Klima, in dem wir Liturgie feiern. Das merkt man spätestens, wenn in einem „Hochamt“ die Krönungsmesse von Mozart erklingt.

## 5. Die Eucharistiefeier im 20. Jahrhundert

In den vergangenen beiden Jahrhunderten widmete man sich intensiv dem Studium liturgischer Quellen. Allmählich bekam man ein Bild über die Feier der Eucharistie zu Zeiten von Ambrosius und Augustinus. Man entdeckte zum Beispiel, dass dem Volk größere Bedeutung zukam. Es nahm durch Gebete, Akklamationen und Gesänge aktiv am Gottesdienst teil. Zudem übten Laien auch liturgische Dienste aus.

Die liturgische Bewegung machte sich diese Erkenntnisse zu Eigen. Doch auch von päpstlicher Seite kam Unterstützung. Papst Pius X. förderte zum Beispiel den häufigeren Kommunionempfang, denn die Gläubigen empfangen das Sakrament nur sehr selten. In dieser Zeit setzte sich etwa die Erstkommunion im Volksschulalter durch. Bedeutende Gestalten dieser Erneuerung waren Romano Guardini in Deutschland und Pius Parsch in Klosterneuburg. Ihr großes Anliegen war, die Frömmigkeit der Menschen wieder stärker von der Liturgie her zu prägen. So entstanden zweisprachige „Volksmessbücher“ (lateinisch-deutsch), um den Mitfeiernden zu ermöglichen, die Gebete und Texte des Priesters in Stille zu betrachten. In manchen Gegenden begann man, die Lesungen bei der Messe zusätzlich auch in deutscher Sprache zu verkünden. Auch der Volks-

gesang erlebte eine neue Blüte. Das II. Vatikanische Konzil würdigte diese Anliegen und setzte die Weichen für die wohl umfassendste Liturgiereform in der Geschichte der katholischen Kirche. Die beiden sichtbarsten Elemente waren die Einführung der Volkssprache und die Veränderungen im Kirchenraum: Wiedereinführung des Priestersitzes und Ambos als liturgische Orte sowie die Errichtung von so genannten „Volksaltären“. Dennoch wäre es zu kurz gegriffen, die Reform auf diese beiden Äußerlichkeiten zu reduzieren.

Die Liturgiekonstitution (Sacrosanctum Concilium, SC) war das erste Dokument, das 1963 vom Konzil verabschiedet wurde. Sie betont die Bedeutung der vollen, bewussten und tätigen Teilnahme aller Gläubigen an den liturgischen Feiern (SC 14). Liturgie ist nämlich das Tun des Priesters und der Gläubigen. Die Teilnahme der Gläubigen kommt in Gebeten, Akklamationen, Gesängen und Körperhaltungen zum Ausdruck (SC 30). Sie wohnen dem Gottesdienst also nicht nur bei, wie man landläufig sagt, sondern sind Teil der heiligen Handlung. Ihre Beteiligung kommt auch in den liturgischen Diensten zum Tragen. Durch die Lektoren, Ministranten, Kantoren etc. wird nämlich deutlich, dass der Heilige Geist die Kirche mit unterschiedlichen Gnadengaben beschenkt hat.



Im Jahre 1969 setzte Papst Paul VI. das neue Missale Romanum in Kraft. Im Jahr darauf liegt bereits die deutsche Ausgabe vor. Sie prägt seither das liturgische Leben in unseren Pfarren. Die Erneuerung der Liturgie erschöpft sich jedoch nicht in der Herausgabe erneuerter liturgischer Bücher. Die aktive und tätige Teilnahme aller am Gottesdienst erfordert die stete liturgische Bildung und Einführung der Gläubigen in den Geist der Liturgie. Sonst bleibt die Reform an der Oberfläche stehen. Jede Generation ist gefordert, sich die Liturgie zu Eigen zu machen und in ihr den hervorragendsten Ort der Gottesbegegnung zu finden.

## II. DIE ERÖFFNUNG

---

## 1. Die Gemeinde versammelt sich

Wann beginnt eigentlich die Feier der Eucharistie? In unseren Breiten gibt es diesbezüglich wenig Zweifel: Ein Ministrant zieht an der Glocke beim Durchgang von der Sakristei in den Altarraum, die Gläubigen erheben sich, Gesang ertönt und der Priester zieht mit jenen, die einen Dienst versehen ein. Im Messbuch steht jedoch etwas anderes an erster Stelle. Die Anweisungen zur Feier der Gemeindemesse beginnen mit den Worten „Die Gemeinde versammelt sich.“ Damit wird eine neue Perspektive eröffnet. Die Kirche, im Griechischen ekklesia, wird von jenen gebildet, die aus allen Völkern gerufen sind, zum Volk Gottes zu werden. Das Zusammenkommen, sich versammeln, ist also ein wesentlicher Zug kirchlichen Lebens. Christ ist man immer in Gemeinschaft mit anderen, nie für sich allein. Daran erinnert auch das Wort Jesu „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20).

Somit ist der sonntägliche Kirchgang bei genauerer Betrachtung mehr als die Wegstrecke zur Kirche. Lassen wir also einen typischen Sonntagmorgen an unserem geistigen Auge vorüberziehen. In vielen Pfarren läuten bereits eine Stunde vor Messbeginn die Glocken. Sie laden die Gläubigen ein, sich zu versammeln. Für manche Menschen ist dies das Signal, endlich aufzustehen. Andere sind schon länger wach.

Sie schicken sich an, ihre Erledigungen zu beenden und sich für den Gottesdienst anzukleiden. Im Französischen heißt sich besonders schön anzuziehen *s'endimancher*. Darin steckt das Wort *dimanche*, der Sonntag. Sich sonntäglich zu kleiden, gehört also offensichtlich zum Kirchengang dazu. Die Kleidung bringt nämlich die Wertschätzung gegenüber der Gemeinde und dem Geschehen in der Kirche zum Ausdruck.

Dann beginnt der Weg zur Kirche. Als noch mehr Menschen zu Fuß gegangen sind, konnten sich kleine Gruppen bilden. Es ergaben sich erste Gespräche. Man traf auf Menschen, die man die Woche hindurch nicht gesehen hat, darunter vielleicht manche, die man eigentlich nicht sehen wollte. Auch dies gehört zur christlichen Versammlung. Sie bietet Gelegenheit zur Aussprache und wenn nötig auch zur Versöhnung. Schließlich kommen die ersten Gläubigen in der Kirche an. Mit der Schwelle der Kirche betreten sie einen heiligen Ort. Sie richten sich das erste Mal auf Christus aus, indem sie vor dem Tabernakel niederknien. Manche genießen die Ruhe der Morgenstunde und nehmen in ihren Gedanken die vergangene Woche mit in die Feier. Gelegentlich wird gemeinsam gebetet. Alles nur Nebensächlichkeiten wie bei einem Konzertbesuch? Oder nicht doch auch ein geistlicher Weg, an dem uns Christus bereits an der Hand nimmt?

Wann beginnt also die sonntägliche Messfeier? Formal ist das Zeichen der Sakristeiglocke sicher ein wichtiger Eckpunkt. Dennoch sollten wir dabei das Vorfeld nicht übersehen. Wie ich mich auf den Weg mache, um mit anderen Gott im Wort und im Sakrament zu begegnen, meine Kleidung, der Kirchgang, die Zeit, die ich mir dafür gönne, sind ein wesentlicher Ausdruck unserer Bereitschaft, voll, bewusst und tätig an der Eucharistie teilzunehmen.

## 2. Der Einzug

In Messfeiern mit kleinen Gruppen ist der Einzug des Priesters und der liturgischen Dienste eher unscheinbar. Bei festlichen Gottesdiensten in großen Kirchen hingegen entfaltet er seine volle Schönheit. An der Spitze zieht das Kreuz, begleitet von zwei oder sieben Ministranten, die Leuchter mit brennenden Kerzen tragen. Der Rauchfassträger geht dem Kreuz voran. Im Römischen Reich war es üblich, dass höher gestellte Persönlichkeiten von Fackelträgern durch die Straßenzüge geleitet wurden. In der Nacht hatte dies durchaus auch praktische Gründe, bei Tag ehrte man auf diese Weise die Person. Vor der Sänfte trug man ein Gefäß mit wohlriechendem Räucherwerk, um den sprichwörtlichen Gestank der Straßen Roms zu verdrängen. In späterer Zeit übertru-

gen die Christen diese Bräuche auf Zeichen und Symbole Jesu Christi. Er allein ist der Herr, bezeugt es schon der Apostel Paulus. Daher kommt ihm die höchste Ehre zu.

Die Prozession folgt dem Kreuz. Es ist das PrägemaI aller Getauften und das Wasserzeichen christlicher Liturgie. In ihr feiern wir den Sieg Christi über den Tod. Durch seinen Tod hat er den Tod besiegt. Daher ist das Kreuz ein Siegeszeichen. Es lädt die Gläubigen ein, sich einzugliedern in den Zug der Erlösten. Dem Kreuz folgen die liturgischen Dienste – die Ministranten, aber auch Lektoren, Kantoren, Kommunionhelfer und schließlich der Diakon mit dem Evangelienbuch. Auch letzteres weist auf Christus hin. Er schenkt sich uns in seinem Wort, spricht zu uns und ruft uns zur Umkehr. Dann folgen gegebenenfalls die mitfeiernden Priester (Konzelebranten) und am Ende des Zuges schließlich der Hauptzelebrant. Ihnen allen wird das Wort Gottes vorangetragen. Ihr Dienst steht nämlich unter dem Evangelium. Bei der Weihe eines Bischofs wird dem Weihakandidaten sogar das offene Evangelienbuch über das Haupt gehalten. Kirchliches Amt hat sich also am Evangelium zu messen.

Die Prozession gelangt an ihr Ziel – den Altar. Unmittelbar davor hält sie inne. Der Altar verweist im liturgischen Raum auf Jesus Christus. Bei seiner Weihe durch den Bischof wird

die Altarplatte wie ein Täufling mit duftendem Chrisamöl gesalbt und damit ihrer Bestimmung zugeführt, ein Ort der Begegnung mit Christus zu sein. Daher ist der Altar die Mitte des Kirchenraums. Um ihn versammelt der Herr die Gläubigen, um ihnen wie einst in Emmaus das Brot zu brechen. In Kirchen, die vor dem Konzil erbaut worden sind, befindet sich auf dieser Achse auch der Tabernakel. Der Priester und die liturgischen Dienste machen nun Halt, um sich noch einmal auf Christus auszurichten und ihn durch eine Kniebeuge oder eine tiefe Verneigung zu ehren. Die Priester und Diakone grüßen den Altar zudem auch durch einen Kuss. Anschließend werden der Altar und das Kreuz, das inzwischen in der Nähe des Altares aufgestellt worden ist, beräuchert.

Somit fasst der Einzug zusammen, was zuvor jeder Gläubige für sich vollzogen hat: das Aufbrechen, sich ausrichten auf ein gemeinsames Ziel – die Begegnung mit Christus – und das Ankommen. Die liturgischen Dienste führen uns somit die letzte Stunde vor dem Gottesdienst quasi im Zeitraffer vor Augen, laden uns ein, diese noch einmal bewusst mitzuvollziehen und sich innerlich um Christus, den Herrn zu versammeln.

### 3. Die liturgischen Dienste

Wer darf eigentlich im Altarraum Platz nehmen? Bis zur Liturgiereform war diese Frage sehr eindeutig zu beantworten – der Priester und die Ministranten, die ihm zur Seite stehen. Da Laien keine liturgischen Dienste ausübten, traten sie nur zur Kommunion an die Kommunionbänke heran. Sonst war ihr Platz das Schiff. Der Raum war also deutlich in zwei Bereiche gegliedert – der eine war dem Klerus und seinen Dienern vorbehalten, der andere für das Volk bestimmt. Vielerorts erleben wir das auch heute noch so. Der Priester begibt sich zu Beginn mit einigen Ministranten in den Altarraum. Lektoren, Kantoren und andere betreten ihn nur, wenn es zur Erfüllung ihrer Aufgabe erforderlich ist. Dann kehren sie wieder an ihren Platz im Schiff zurück. Und weil manche Pfarren mit Ministranten nicht gerade gesegnet sind, kann es auch vorkommen, dass der Priester alleine im Altarraum Platz nimmt.

Die Einführung in das Messbuch sieht diese Frage etwas anders. Sie geht davon aus, dass die liturgischen Dienste, also nicht nur Ministranten, sondern auch Lektoren, Kantoren und gegebenenfalls Kommunionhelfer mit dem Priester einziehen und im Altarraum Platz nehmen. Sie verrichten nämlich einen Dienst für die Gemeinde. In dieser Aufgabe sollen sie auch während des Gottesdienstes sichtbar sein.



Damit wird der Altarraum zu einem Abbild des Lebens in der Pfarre. Auch im Alltag stehen dem Pfarrer Menschen zur Seite, die Jungscharstunden gestalten, Kranke besuchen, sich um bauliche und finanzielle Belange kümmern etc. So ist es auch im Gottesdienst. Die Kirche ist ein Leib mit vielen Gliedern. Jeder hat eine besondere Aufgabe, soll „nur das und all das tun, was ihm aus der Natur der Sache und gemäß den liturgischen Regeln zukommt“ (Liturgiekonstitution, Nr. 28).

Es ist also nicht egal, wer im Altarraum Platz nimmt. Die Eucharistiefeier ist ein Geschehen mit hoher symbolischer Kraft. Wenn nur der Priester und einige Kinder im Altarraum zugegen sind, wird doch im Grunde auch der Eindruck vermittelt, dass die ganze Last kirchlichen Lebens auf den Schultern des Pfarrers ruht. Wenn hingegen auch erwachsene Männer und Frauen, die einen liturgischen Dienst versehen, im Altarraum Platz nehmen, kommt damit zum Ausdruck, dass die Kirche von vielen Gläubigen getragen wird. Sie stehen dem Priester zur Seite und tragen mit ihm dafür Sorge, dass der Glaube nicht erlischt. Daher war in der Alten Kirche auch klar, dass der Weg zum Altar durch das Kirchenschiff führt. Die liturgischen Dienste, auch der Priester, treten aus dem Volk zu ihrem Dienst heran. „Mit euch bin ich Christ, für euch bin ich Bischof“, pflegte der heilige Augustinus zu sagen. Dem „mit euch“ entspricht das

Kommen aus der Mitte der versammelten Gemeinde, dem „für euch“ das Gegenüber im Altarraum.

Der Priestersitz ist ein besonderer Ort. Nicht bloß ein Sessel, auf den sich der Priester setzt, um die biblischen Lesungen zu hören. Er verweist auf seine Sendung, dem Gottesdienst in der Person Christi, des Hauptes der Kirche, vorzustehen. Vom Priestersitz aus eröffnet der Priester die Liturgie. Außerhalb des Gottesdienstes verweist er darauf, dass Christus die Kirche auf ihrer Pilgerschaft durch die Zeiten sicher geleitet.

#### 4. Der Gesang zum Einzug – Introitus

Was ist eigentlich der Kern der eröffnenden Teile gottesdienstlicher Feiern? Am Karfreitag erleben wir eine sehr urtümliche Form der Eröffnung. Der Priester zieht mit den liturgischen Diensten schweigend zum Altar. Dort wirft er sich zu Boden und verharrt mit den Gläubigen eine Weile schweigend im Gebet. Dann richtet er sich auf, geht zum Sitz und beschließt die Gebetsstille mit dem Tagesgebet. Die Eröffnung ist hier auf die wesentlichen drei Teile reduziert: Einzug – Gebetsstille – Tagesgebet; kein Kreuzzeichen, keine Begrüßung, kein Bußakt, stattdessen nur

Schweigen und Gebet. „Wir sind gekommen, um zu beten“, so könnte wohl die Überschrift über dem Eröffnungsteil der Karfreitagsliturgie lauten. Dies gilt auch für die Eucharistiefeier. Wenn die Gemeinde Gelegenheit hatte, sich zu sammeln und auf Gott auszurichten, ist der Grundstein gelegt.

Damit während des Einzugs die innere Sammlung der Gemeinde gefördert wird, hat man schon im Altertum den Weg des Vorstehers und der liturgischen Dienste von der Sakristei zum Altar mit Gesängen begleitet. In größeren Kirchen trug die Vorsängergruppe (Schola) einen Psalm vor, der durch eine mehrmals wiederkehrende Antiphon (Kehrvers) gegliedert war. Sie wird auch Eingangsvers genannt und bringt mit wenigen Worten die Prägung des Gottesdienstes zum Ausdruck. So klingt an Feiertagen gleich zu Beginn das Geheimnis des Festes an. Manche dieser lateinischen Antiphonen wurden mit der Zeit so bekannt, dass sie dem jeweiligen Sonntag seinen Namen gaben. So wird zum Beispiel der dritte Adventssonntag „Gaudete-Sonntag“ genannt, weil das erste Wort der Antiphon „Gaudete – Freut euch“ heißt. Welch optimistischer Beginn einer Feier, die als allererstes Wort die Aufforderung „Freut euch!“ in den Mund nimmt! Heute wird an dieser Stelle meist ein Kirchenlied gesungen. Da die Eröffnungsverse eine gute Hinführung in den Gottesdienst darstellen, kön-

nen sie jedoch vom Priester oder einem Lektor zu Beginn der Feier gesprochen werden oder als Stichwort für eine kurze Hinführung dienen.

Der Gesang zum Einzug ist das erste, das die Gläubigen gemeinsam tun, wenn sie sich am Sonntag versammeln. Daher hat der Gesang des Volkes eine wichtige Bedeutung. Vermutlich könnte ein Chor dasselbe Lied schöner vortragen. Könnte er jedoch in demselben Maße bewirken, dass sich die Gläubigen dessen bewusst werden, nicht nur für sich selbst, sondern als Gemeinschaft vor Gott zu stehen, um mit IHM Zwiesprache zu halten? Zudem stimmen sich die Gläubigen durch das Singen in die liturgische Zeit oder das Geheimnis des Festes ein. Es ist daher nicht egal, was zu Beginn gesungen wird. Jede Eucharistiefeier ist ein kunstvolles Gewebe von Texten. Das erste Lied will die Tür zum Geheimnis der Feier öffnen und bereit machen, Gottes Wort zu hören.

Eucharistiefeiern in kleinerem Kreis können auch in Stille beginnen. Im Lärm des Alltags ist die Stille oft wohltuend und lädt uns auf ihre Weise ein, uns Gott zu nähern – wie Elija, der seine Gegenwart im sanften, leisen Säuseln verspürt hat (1 Kön 19,12).

## 5. Im Zeichen des Kreuzes

Ab dem frühen Mittelalter wurde den eröffnenden Teilen der Messe größere Aufmerksamkeit geschenkt. In dieser Zeit stellte man das Kreuzzeichen gleich nach dem Einzug an den Beginn der Feier. Es fehlt jedoch bis heute am Karfreitag und in der Osternacht, die älteren Bräuchen folgen.

Wenn ein Mensch Christ werden will, wird er zunächst mit dem Kreuz bezeichnet und so in den Kreis der Taufbewerber berufen. Das Kreuzzeichen ist also das erste, das er bei seinem Eintritt in die Kirche empfängt. Es ist das Zeichen der Zugehörigkeit zu Christus. Ähnlich ist es bei neugeborenen Kindern. Viele zeichnen ihnen bei der ersten Begegnung das Kreuz auf die Stirn. In der Tauffeier werden diese vielen kleinen Segenswünsche zusammengefasst in der Bekreuzigung des Täuflings durch den Täufer, die Eltern und die Paten. Das Kreuzzeichen begleitet uns also Zeit unseres Lebens. Es ist das Zeichen unserer Rettung. Eine Ahnung davon vermittelt uns bereits der alttestamentliche Prophet Ezechiel (Ez 9,4). Er legt dar, dass die Gerechten auf Gottes Geheiß vor dem Gericht bewahrt werden sollen, indem ihnen ein Taw auf die Stirn geschrieben wird. Das Taw ist der letzte Buchstabe des hebräischen Alphabets. Es hat in der althebräischen Schrift die Gestalt eines X oder eines Kreuzes. Das X aber ist wiederum der griechische Buch-

stabe Chi. Das Zeichen wurde bald als Anfangsbuchstabe des Christusnamens gedeutet (griechisch XPISTOS) und schließlich mit dem Kreuz Christi identifiziert.

In der Messe bekreuzigt man sich auf zwei Arten. Das große Kreuzzeichen machen die Gläubigen zu Beginn und zum Abschluss der Messe beim Segen. Man könnte fast meinen, es stellt die Feier in einen Rahmen – in den Kontext unserer Erlösung durch den Tod und die Auferstehung Jesu Christi. Beim Evangelium prägt das kleine Kreuzzeichen die Vorbereitung auf das Hören der Frohen Botschaft – die Stirn als Ort des Denkens, der Mund als Ort des Bekenntnisses und das Herz als Ort des Glaubens werden eigens gesegnet, damit das Wort Christi, des Säckmanns, auf fruchtbaren Boden fällt.

Mit dem Kreuzzeichen verbunden ist das Bekenntnis zum dreifaltigen Gott: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Damit ist jedes Kreuzzeichen ein kleines Taufgedächtnis. Auf den dreifaltigen Gott sind wir getauft worden. Als Getaufte treten wir nun an den Tisch des Herrn. In der Eucharistie sollen wir immer mehr werden, was in der Taufe begonnen hat – Leib Christi. Die Eingliederung in die Kirche ist also ein lebenslanges Unterfangen. Mit jeder Eucharistie wird unsere Verbundenheit mit Christus und dem Leib Christi, der Kirche, erneuert und vertieft.

Daher knüpfen wir zu Beginn der Messe zu Recht bei der Taufe an. Eigentlich ist es schon das zweite Taufgedächtnis. Das erste ist das persönliche, das wir setzen, wenn wir die Kirche betreten und uns mit geweihtem Wasser bekreuzigen. Zu Beginn der Messe tun wir es noch einmal in der Gemeinschaft der Gläubigen, mit denen wir durch die Taufe als Brüder und Schwestern verbunden sind.

## 6. Der Herr sei mit euch

Nach dem Einzug grüßt der Priester die Gemeinde mit den Worten „Der Herr sei mit euch“ oder einem anderen Gruß, der aus der Heiligen Schrift entnommen ist. Gleich zu Beginn der Messe breitet sich in diesen wenigen Worten der Schatz biblischer Gotteserfahrung vor uns aus: Gott mit uns – Immanuel!

Das erste Buch der Bibel erzählt uns von Jakob, der vor seinem Bruder Esau fliehen muss. In Bet-El macht er Halt, um zu übernachten. Dort sieht er im Traum eine Treppe, die auf der Erde steht und bis zum Himmel reicht. Ganz oben steht Gott und spricht Jakob mit den Worten „Ich bin mit dir“ Mut zu. Ein wunderbares Bild für den Gottesdienst. Er gleicht einer Leiter, die Himmel und Erde verbindet. Ganz

oben steht Gott, um uns auf unserem Lebensweg zu stärken. Im Neuen Testament klingt gleich zu Beginn eine alte prophetische Verheißung aus dem Buch Jesaja an. Die Zusage „Gott ist mit uns“ ist für den Evangelisten Matthäus mit der Geburt Jesu in Erfüllung gegangen. Durch Christus ist anschaulich geworden, was dieses Prophetenwort bedeutet. In der Mitte des Evangeliums bezieht sich Matthäus noch einmal darauf, wenn Jesus sagt: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20).

Der Priester blickt also zu Beginn der Feier in die gottesdienstliche Gemeinde und sieht darin mehr als nur eine Ansammlung von Menschen. Die Zusage Jesu, er werde bei seinen Jüngern bleiben, alle Tage bis zum Ende der Welt (Mt 28,20) ist auch in diesem Moment wieder erfahrbar geworden. Im Lateinischen bleibt der Gruß ohne Zeitwort: Dominus vobiscum – wörtlich übertragen: Der Herr mit euch. Manche Sprachen, etwa die slowenische, sind dem gefolgt. Sonst hat der Gruß die Form eines Wunsches bekommen – Der Herr sei mit euch. Er ist jedoch geprägt von der Gewissheit, dass es so ist, wenn sich Menschen in seinem Namen versammeln.

Der Bischof grüßt die Gemeinde mit den Worten des aufstandenen Herrn. Am Ostertag tritt Christus in die Mitte



seiner Jünger und sagt zu ihnen: „Friede sei mit euch“ (Joh 20,21). So steht der Gottesdienst von Beginn an unter der Zusage des Friedens, der aus dem Glauben an den Auferstandenen erwächst.

Die Gemeinde antwortet auf den Gruß des Vorstehers ebenfalls mit einem Wunsch: Und mit deinem Geiste. Diese alte semitische Wendung ist schwer zu übersetzen. Ursprünglich wird sie wohl „Und auch mit dir“ gelautet haben. Schon bei Johannes Chrysostomus erfährt sie jedoch eine neue Deutung. Demnach bezieht sich das Wort Geist auf die Berufung des Vorstehers zum priesterlichen Dienst. Sie bedeutet also sinngemäß übersetzt: Und mit dir, der du berufen bist, dieser Feier als Repräsentant Christi, des Hauptes der Kirche, vorzustehen. So könnte man sagen, dass sich Priester und Gemeinde gegenseitig die Gegenwart Christi in Erinnerung rufen. Der Priester erkennt in der Gemeinde den Leib Christi, der aus vielen Gliedern besteht, und die Gemeinde bekennt, dass der Priester in dieser Feier nicht nur eine Funktion bekleidet, sondern Christus, das Haupt der Kirche, repräsentiert. Damit wird in diesen wenigen Worten viel über die Kirche gesagt, die sich vor Gott versammelt hat.

## 7. Der Bußakt

Wer das Confiteor auswendig beten konnte, durfte ministrieren, hört man häufig von Männern, die vor der Liturgiereform den Dienst am Altar versahen. Es war gleichsam die Befähigungsprüfung für diese Aufgabe. Das Confiteor war Teil des so genannten Stufengebets. Der Priester verrichtete es mit den Ministranten kniend vor den Stufen zum Altar. Es gehörte also zu den vorbereitenden Teilen der Messe. Wie ist es dazu gekommen?

In der alten Kirche gab es zu Beginn der Eucharistiefeyer noch keine Bußriten. Schwere Sünder wurden ohnehin gemeinsam mit den Taufbewerbern am Ende des Wortgottesdienstes entlassen. Dennoch war man sich bewusst, mit dem Beginn der Liturgie eine Schwelle zu überschreiten. Der endliche, mit Sünden behaftete Mensch tritt ein in die Zwiesprache mit dem ewigen und heiligen Gott. Wenn also der Papst im frühen Mittelalter nach dem Einzug niederkniet, um eine Weile im stillen Gebet vor dem Altar zu verharren, kommt genau dies zum Ausdruck. Der Mensch macht sich klein vor Gott, er vergegenwärtigt sich, wer er eigentlich ist. Später entwickelte sich die Gewohnheit, dass der Priester Bußgebete rezitierte, um die Feier würdig zu begehen. Aus einer Fülle von Texten setzte sich schließlich das Confiteor durch. Es wurde 1570 in das Messbuch Pius V.

aufgenommen und prägte in den letzten vier Jahrhunderten die Vorbereitung auf die Feier der heiligen Messe. Zunächst betete der Priester das Confiteor für sich selbst. Der Ministrant antwortete darauf mit den Worten: „Der allmächtige Gott erbarme sich deiner, er lasse dir die Sünden nach und führe dich zum ewigen Leben.“ Dann betete der Ministrant im Namen der Gemeinde das Confiteor, worauf der Priester mit der Vergebungsbitte antwortete. Es folgte die Absolutionsformel: „Nachlass, Vergebung und Verzeihung unserer Sünden schenke uns der allmächtige und barmherzige Herr.“ Alte Messkommentare betonen jedoch eindringlich, dies sei nicht als Generalabsolution zu verstehen.

Ein Blick in die Bibel lässt uns die Dringlichkeit der Frage von Schuld und Versöhnung erahnen. Dahinter verbirgt sich die Sorge, ob der Mensch in der Nähe Gottes überhaupt bestehen könne. Wer direkt in die Sonne blickt, kann dabei das Augenlicht verlieren. Und wenn wir auf Gott blicken? Können wir angesichts seiner Heiligkeit bestehen? Die Heilige Schrift sagt, dass es möglich ist. Jedoch nicht aus eigenem Verdienst, sondern weil er uns in seiner Nähe sein lässt. So erkennt zum Beispiel der Prophet Jesaja angesichts seiner Begegnung mit Gott, der ihn zum Propheten ruft, dass er ein unvollkommener Mensch ist. Erst als er von seinem Makel befreit wird, ist er in der Lage, dem Ruf Gottes zu folgen (Jes 6,5-8). Ähnliches widerfährt auch Petrus. Als

beim wunderbaren Fischzug die Allmacht Jesu aufleuchtet, wird ihm schlagartig seine eigene Unzulänglichkeit bewusst. Das hindert Jesus jedoch nicht daran, ihn trotzdem zum ersten seiner Jünger zu berufen (Lk 5,8-11).

Der Bußakt mit dem Schuldbekenntnis gehört heute zur Eröffnung der Messfeier. Der Priester lädt die Gemeinde nach der Begrüßung ein, sich zu besinnen. Nach einer kurzen Stille sprechen alle gemeinsam das Schuldbekenntnis. Es wird durch die Vergebungsbitte abgeschlossen, sofern nicht das Tagesgebet davon geprägt ist. Das Schuldbekenntnis ist in dieser Form jedoch kein fester Bestandteil der Eröffnung. An Festtagen und zu besonderen Anlässen kann es entfallen. Zudem kann zum Einzug ein Bußlied gesungen werden, das den Bußakt ersetzt.

Betrachten wir nun kurz den Inhalt dieses Gebetes. Gleich zu Beginn geben wir zu, dass wir vor Gott und den Mitmenschen schuldig geworden sind. Zunächst, indem wir es unterlassen haben, das Gute zu tun. Schon Augustinus hat die Sünde als Mangel an Liebe umschrieben. Wer teilnahmslos zusieht, wenn Unrecht geschieht und an der Not des Mitmenschen vorübergeht, macht sich schuldig. Die Ausrede „Ich habe doch nichts getan“ kann rasch zum Schuldeingeständnis werden. Die Geschichtsbücher sind voll von Beispielen. Die Feststellung „Ich habe nicht genug getan“ ist

hingegen häufig schon der erste Schritt in die richtige Richtung. Zum Unterlassen des Guten gesellt sich das Tun des Bösen: in Gedanken, Worten und Werken. Alle Lebensbereiche sind in diesen drei Stichwörtern zusammengefasst: das Planen, unsere Worte, die eine gefährliche Waffe sein können, und schließlich die Taten – das Böse, das sichtbar wird. Die Beterin und der Beter suchen keine Gründe, warum dies so ist, auch keine Entschuldigungen oder Ausreden. Sie schlagen sich an die Brust und bekennen dreimal „durch meine Schuld“. Das Klopfen an die Brust ist ein uralter Bußritus. Es war von Beginn an eng mit dem Wort „confiteor“ – ich bekenne – verbunden. Alle Finger zeigen dabei auf den Sprecher. Wer das Schuldbekenntnis bewusst betet, verzichtet also darauf, mit den Fingern auf andere zu zeigen. Er spricht seine Schuld aus. Vielleicht erschrickt er sogar ein wenig bei der Erkenntnis: Das habe tatsächlich ich getan.

Dabei bleibt das Schuldbekenntnis jedoch nicht stehen. Der Beter weiß sich geborgen in einer Gemeinschaft, die ihm auch jetzt noch zur Seite steht. Daher werden Maria, die Engel und Heiligen angerufen, bei Gott Fürbitte zu leisten. Nicht, dass die Vergebung davon abhängig wäre. Bereits aus dem Alten Testament wissen wir, dass Gott den ersten Schritt tut. Daher fleht der Verfasser der Klagelieder: „Kehre uns, Herr, dir zu, dann können wir uns zu dir bekeh-

ren“ (Klgl 5,21). Dieser Teil des Schuldbekenntnisses ist eine große Herausforderung für uns Christen. Er fordert uns auf, uns nicht angewidert von jenen, die schuldig geworden sind, abzuwenden, sondern für sie zu beten und sie so auf dem Weg der Umkehr zu begleiten.

Im Messbuch wird uns noch ein zweites, etwas kürzeres Schuldbekenntnis vorgelegt. Auf dem Hintergrund von Psalmtexten entfaltet sich ein Wechselgebet zwischen Priester und Gemeinde: „Erbarme dich, Herr, unser Gott, erbarme dich. – Denn wir haben vor dir gesündigt. Erweise, Herr, uns deine Huld. – Und schenke uns dein Heil.“ Mit kurzen Worten kommt das Wesentliche zur Sprache. Dass wir vor Gott stehen können, ist Ausdruck seines Erbarmens. Unser Leben ist in seiner Hand.

## 8. Das sonntägliche Taufgedächtnis

Im frühen Mittelalter begann sich in französischen Klöstern der Brauch zu entwickeln, am Sonntagmorgen durch die Kirche zu ziehen und diese mit geweihtem Wasser zu besprengen. Ab dem 8. Jahrhundert setzte er sich auch in Landkirchen durch. So wurde es üblich, dass der Priester die Pfarrgemeinde am Sonntag vor Beginn der heiligen

Messe mit Weihwasser besprengte. Im Zuge der jüngsten Liturgiereform wurde dieser Brauch in die eröffnenden Teile der Eucharistiefeier integriert und trägt nun die Bezeichnung „sonntägliches Taufgedächtnis“. Es kann an die Stelle des Bußakts treten.

Die Ministranten bringen ein Gefäß mit Wasser. Der Priester lädt die Gemeinde zum Gebet ein und weiht das Wasser. Anschließend zieht er durch die Kirche und besprengt die Gemeinde. Unterdessen wird ein passendes Lied gesungen. Dann bittet der Priester Gott um die Reinigung von den Sünden. Das Wasser, das ausgesprengt wird, erinnert an die Taufe, das Sakrament der Befreiung von Sünde und Schuld schlechthin. Wasser gilt in vielen Religionen und Kulturen als Element der Reinigung und Erneuerung. Christlich betrachtet besteht die Erneuerung darin, dass wir aus unserem Ursprung – dem Sakrament der Taufe – leben.

Bis heute wird das sonntägliche Taufgedächtnis auch als Asperges-Ritus bezeichnet. Der Name leitet sich vom Vers ab, den man außerhalb der Osterzeit zur Besprengung mit Weihwasser gesungen hat. Er ist dem Psalm 51, dem klassischen Bußpsalm der Kirche, entnommen und lautet: „Bespreng mich (Asperges me), Herr, und ich werde rein. Wasche mich, und ich werde weißer als Schnee“ (Ps 51,9). Die Gemeinde vertraut sich also dem Erbarmen Gottes an. Das

Wasser steht sinnbildlich für die Bereitschaft Gottes, zu vergeben und so einen Neubeginn zu eröffnen.

In der Osterzeit erklingt an dieser Stelle das „Vidi aquam“. Es knüpft an einer Vision des Propheten Ezechiel an. Dieser sieht eine Quelle aus der rechten Seite des Tempels entspringen. Sie fließt in Richtung Wüste zum Toten Meer. Doch anstatt unterwegs zu verdunsten, wird das Rinnsal zu einem breiten Fluss, der das Land in eine blühende Oase verwandelt. Die Christen haben in dieser Quelle die Seitenwunde Christi erkannt. Daher befindet sie sich auf den Darstellungen des Gekreuzigten immer auf der rechten Seite. Er ist der Tempel, aus dem das Lebenswasser entspringt. Das Blut und das Wasser, die aus seiner Seite fließen, deutet bereits der hl. Johannes Chrysostomos als die Sakramente der Taufe und Eucharistie, die der Kirche das Leben schenken. Somit stellt sich die österliche Gemeinde bewusst in den Strom des rettenden Handelns Gottes am Gekreuzigten. Das Wirken des Heiligen Geistes, der ersten Gabe des Auferstandenen an seine Jünger, kann den dürren Zweigen am Baum der Kirche wieder neues Leben schenken und sie zum Blühen bringen. Der Mensch ist fehlbar. Er lebt aus der Vergebung.



## 9. Kyrie eleison

Christen wachsen von Kindheit an mehrsprachig auf. Die Messfeier ist das beste Beispiel dafür. Heute werden die meisten Texte zwar in der Volkssprache vorgetragen. Die Gebete werden jedoch bis heute mit einem hebräischen Wort – Amen – beendet. Es bedeutet übersetzt „So sei es“. Im Ruf Kyrie eleison bedienen wir uns schließlich des Griechischen, um Christus zu huldigen. Dabei gibt es sogar eine deutsche Übersetzung – das „Herr, erbarme dich unser“. Aus guten Gründen wurde jedoch im Laufe der Geschichte das griechische Original immer bevorzugt – auch in der lateinischen Messe. Wir sollten nämlich nicht vergessen, dass die Eucharistie in Rom bis ins vierte Jahrhundert in griechischer Sprache gefeiert wurde. Die Muttersprache der katholischen Kirche ist also das Griechische, in dem auch das Neue Testament verfasst worden ist. Erst im vierten Jahrhundert vollzog sich der Wandel zur lateinischen Volkssprache (!). Dabei ist es bei uns über die Jahrhunderte hinweg geblieben, obwohl sich immer wieder Stimmen regten, die Liturgie so zu feiern, dass auch das Volk daran teilnehmen könne. Es dauerte jedoch bis ins 20. Jahrhundert, dass man den Mut fasste, diesen Schritt zu vollziehen.

„Herr, erbarme dich unser“ ist eine unzureichende Übersetzung des Kyrie eleison. Es klingt zu stark nach Buße. Eine

kleine Zeitreise – zunächst in die heidnische Antike – kann uns helfen, zu verstehen, was die Anrufung Kyrie eleison bedeuten könnte: Der Besuch des Herrschers wird erwartet. Die Prachtstraße, über die er einzieht, ist festlich geschmückt. Menschen stehen entlang des Weges und jubeln ihm zu: Kyrie, eleison! In einem der vielen Heiligtümer der Stadt beten gerade Menschen zu ihrer Gottheit. Auch sie flehen: Kyrie, eleison! Der Feldherr hat im Krieg gesiegt und zieht nun mit den Kriegsgefangenen im Triumph durch die Straßen. Sie rufen: Kyrie, eleison! Denn sie wissen – ihr Leben ist in seiner Hand. Doch auch die Schaulustigen rufen: Kyrie, eleison! – Schau auf uns und lass uns teilhaben an deinem Sieg!

Im Ruf Kyrie eleison schwingt also vieles mit. Der Mensch erkennt die Größe des Anderen an. Er stellt sich unter sein Erbarmen und erwartet seinen Beistand. Das Wort Kyrios – der Herr – bezeichnet Menschen, die über Autorität verfügen, und dient der höflichen Anrede höher gestellter Persönlichkeiten. Zugleich aber schickt sich der römische Kaiser bereits an, diesen Ehrentitel wie eine Gottheit auf sich zu beziehen. In dieser Zeit bekennen einige Menschen von einem Gekreuzigten: „Jesus ist der Herr!“ (Röm 10,9; 1 Kor 12,3). Welch ungeheuerlicher Anspruch, welche Provokation der römischen Staatsmacht verbirgt sich in diesen beiden Worten: Kyrios – Jesus! Man kann es mit einem Beispiel

aus der jüngeren Geschichte unseres Landes verdeutlichen. Im Jahr 1938, als der Kult eines vermeintlichen Führers auch bei uns Einzug hielt, sagte Kardinal Innitzer in einer Predigt vor tausenden von Jugendlichen im Wiener Stephansdom: „Einer ist euer Führer: Euer Führer ist Christus!“ Damit war alles gesagt. Wer glaubt, was wir im Kyrie eleison bekennen, widersteht also leichter der Versuchung, Menschen einen Platz zu geben, der ihnen nicht gebührt.

Wie das Kyrie eleison seinen Platz in der Eröffnung der Messfeier gefunden hat, ist nicht restlos geklärt. Wahrscheinlich ging diese Entwicklung von Gemeinden im Osten des Römischen Reiches aus. Im 4. Jahrhundert etablierte sich der Ruf auch in Rom. Er dürfte Teil einer Litanei gewesen sein. Im Laufe der Zeit wurden die Anrufungen der Litanei jedoch entfernt. Übrig blieben neun Christus-Anrufungen: dreimal Kyrie eleison, dreimal Christe eleison und weitere dreimal Kyrie eleison. Heute sind es in der Regel sechs Anrufungen, die im Wechsel zwischen Vorsänger und Gemeinde im Anschluss an das Schuldbekenntnis erklingen. Besonders eindringlich mutet dieser Ruf im ostkirchlich-byzantinischen Gottesdienst an. Wer eine russisch-orthodoxe Liturgie erlebt, wird das *Gospodi pomiluj* (Kyrie eleison), das immer wieder angestimmt wird, wohl lange nicht vergessen. Man nennt diese Gesänge Ektenien.

Im Laufe der Geschichte wurde das Kyrie unterschiedlich gedeutet. Eine Zeit lang sah man in ihm sogar eine Anrufung der Dreifaltigkeit. Demnach richtete sich das erste Kyrie eleison an den Vater, das Christe eleison an den Sohn und das abschließende Kyrie eleison an den Heiligen Geist, der gemäß dem Großen Glaubensbekenntnis Herr ist und lebendig macht. Diese Lesart setzte sich jedoch nicht durch. Die Kirche bevorzugte stets die ursprünglichere Auffassung, dass sich der Ruf um das Erbarmen des Herrn an Christus richtet.

Im deutschen Sprachraum haben sich aus den Kyrie-Rufen die so genannten Leisen entwickelt. Sie gehören zu den ältesten Kirchenliedern überhaupt. Das bekannteste Beispiel ist der österliche Gesang „Christ ist erstanden von der Marter alle“. Jede Strophe wird durch ein Kyrieleis beschlossen. Daher die Bezeichnung Leise. Wenn eine Leise zum Einzug gesungen wird, muss das Kyrie verständlicher Weise nicht noch einmal wiederholt werden.

Im Laufe der Geschichte verband man das Kyrie gerne mit Christus-Anrufungen. In kurzen Texteschüben, man nennt sie Tropen, wurde zur Sprache gebracht, wer dieser Kyrios (Herr) ist, zu dem man um Erbarmen fleht. So trägt zum Beispiel eine alte und ehrwürdige Choralmesse den Namen „Lux et origo“, weil mit dem Kyrie ein Tropus

mit den Worten „Lux et origo lucis, summe Deus, eleison – Licht und Ursprung des Lichts, höchster Gott, erbarme dich“ verbunden war.

Im so genannten tridentinischen Messbuch von 1570 sind diese Texteschübe jedoch nicht berücksichtigt worden. Erst mit der letzten Liturgiereform wurde diese Tür wieder aufgetan. Im Kapitel Schuldbekennnis wird als Form C ein Kyrie angeführt, das durch Christus-Anrufungen ergänzt wird. Die Textbeispiele im Messbuch wollen als Modell verstanden werden. Es wird ausdrücklich eingeladen, die Anrufungen dem Anlass anzupassen. Weil diese Form das klassische Schuldbekennnis ersetzt, hat sich mancherorts die Meinung eingebürgert, das Kyrie sei ein Bußruf. Manche selbst formulierten Texte zum Kyrie haben daher nicht selten die Gestalt einer Selbstanklage. Dies liegt jedoch nicht in der Natur der Sache. Das Kyrie ist eine Huldigung Christi, des Erbarmers, weil er uns durch seinen Tod und seine Auferstehung mit Gott versöhnt hat.

## 10. Das Gloria

Gottesdienst verbindet. Nicht nur Menschen, die kommen, um Gott gemeinsam mit anderen zu loben. Die Kirche ist

mehr als die sichtbare Gemeinschaft, die sich versammelt. Zu ihr gehören auch jene, die immer schon bei Gott gewesen oder bei ihm angekommen sind: die Engel und Heiligen. Im Gottesdienst kommen Himmel und Erde zusammen, um das Lob Gottes zu singen. Dies trifft in besonderer Weise für das Gloria zu. Der Beginn dieses Gesanges führt uns auf die Hirtenfelder zu Betlehem. Mit der Geburt Jesu hat sich der Himmel geöffnet. Nun ist der himmlische Lobgesang auch auf Erden zu hören: „Verherrlicht ist Gott in der Höhe, und auf Erden ist Friede bei den Menschen seiner Gnade“ (Lk 2,14). Wenn wir das Gloria singen, dürfen wir also in den Chor der Engel einstimmen und mit ihnen das Lob Gottes verkünden.

Das Gloria ist ein Hymnus der alten Kirche. Der Text ist seit dem 4. Jahrhundert überliefert. In dieser Zeit vollzog sich in der alten Kirche ein Wandel. In der Frühzeit des Christentums ist eine Reihe von Gesängen entstanden, die das rettende Handeln Gottes in Jesus Christus entfalten. Sie erfreuten sich rasch großer Beliebtheit. Dies erkannten auch Gruppierungen, die vom Glaubensgut der Kirche abweichende Lehren vertraten. Man bediente sich also selbst verfasster Hymnen, um damit die eigene Botschaft unter die Menschen zu bringen. Um dies einzudämmen, ging man im 4. Jahrhundert immer mehr dazu über, in der Liturgie nur mehr Psalmen zu singen. Nur vier Hymnen aus dem einst

großen Schatz der alten Kirche haben die Jahrhunderte überdauert. Dies sind das Te Deum, das Te decet laus in der klösterlichen Liturgie, das Fos hilaron, ein Lichthymnus der Ostkirche, und das Gloria.

Die ersten schriftlichen Aufzeichnungen des Gloria stammen aus dem Osten. Dort hat der Gesang jedoch nie einen Platz in der Eucharistiefeyer gehabt. Er ist bis heute ein sonntäglicher Morgenhymnus geblieben. Auch bei uns im Westen führte der Weg von der Tagzeitenliturgie eher zögerlich in die Messfeier. Das Gloria wurde zunächst nur vom Papst in besonderen Gottesdiensten angestimmt. Dabei wandte er sich dem Volk zu. Man sah im Gloria also einen Gesang, der grundsätzlich dem Volk zukam. Aus musikalischen Gründen wurde er jedoch bald von der Schola, zumeist aufgeteilt auf zwei Sängergruppen, vorgetragen. Später ging das Recht, das Gloria anzustimmen, auch auf die Bischöfe über. Die Priester durften es zunächst nur zu Ostern und an ihrem Weihetag singen. Bald regte sich jedoch Unverständnis, warum man das Gloria etwa zu Weihnachten nicht singen sollte, wenn doch der Anfang dem Weihnachtsevangelium entnommen ist. So setzte sich ab dem 12. Jahrhundert der Brauch durch, dass man das Gloria in allen festlichen Messen anstimmte, ungeachtet dessen, wer dem Gottesdienst vorstand. In alten Kommentaren galt das Gloria von da an sogar als Beginn der Feier. Alle Teile, die vor dem Gloria vollzogen wurden, hatten

vorbereitenden Charakter, man durfte also knien. Mit dem Gloria und der Kollekte, dem Tagesgebet, erfolgte nach Ansicht vieler jene Zäsur, die den Eintritt in den Messritus im strengen Sinne markierte. Spätestens an dieser Stelle musste man sich erheben, um vor Gott zu stehen.

Heute wird das Gloria an Festen und Hochfesten sowie an allen Sonntagen mit Ausnahme der Advent- und Fastenzeit gesungen. Es folgt auf das Kyrie. Darin kommt ein Vorschreiten im Gotteslob zum Ausdruck. Nach der Huldigung Christi, des Erbarmers, wenden wir uns nun dem dreifaltigen Gott zu. Es ist der große Lobpreis des Vaters und des Sohnes in der Kraft des Heiligen Geistes. Der Hymnus beginnt mit dem Gesang der Engel in der Weihnachtsnacht und führt uns durch das Dunkel des Karfreitags in das Licht des ewigen Osterfestes in der Gemeinschaft des dreifaltigen Gottes. Dabei bildet der Lobgesang der Engel, das „Ehre sei Gott in der Höhe“, den Beginn. Ihm schließt sich die Gemeinde mit fünf Akklamationen an: „Wir loben dich, wir preisen dich, wir beten dich an, wir rühmen dich und danken dir.“ Der tiefste Beweggrund, jemanden zu loben, aber ist, ihn zu lieben. So ist es auch im Gloria. Die Akklamationen schließen mit der Begründung „denn groß ist deine Herrlichkeit“. Gottes Größe ist anders, als wir es uns erwarten. Sie zeigt sich uns im Kind in der Krippe und im Gekreuzigten auf Golgota. Wir können nur staunen und loben.



Der erste Abschnitt des Gloria bezieht sich auf Gott Vater. Die biblischen Gotteserfahrungen haben sich zu formelhafter Sprache verdichtet. Er wird Herr und Gott genannt. Im Hintergrund steht der Gottesname, der Mose im brennenden Dornbusch offenbart worden ist. Auch christliche Übersetzungen geben ihn aus Ehrfurcht mit „der Herr“ wieder. Im nächsten Schritt tut sich ein gewaltiger Gegensatz auf: Der König des Himmels, also der Schöpfer und Urheber von allem, wird im selben Atemzug auch Vater genannt. Der unendlich heilige und jenseitige Gott ist also zugleich auch der ganz Nahe.

Der letzte und umfangreichste Teil des Gesanges wendet sich an Jesus Christus. Aus den einzelnen Abschnitten vernimmt man noch deutlich die Auseinandersetzungen um die Person Jesu im 4. und 5. Jahrhundert. Damals sind Gruppierungen aufgetreten, die seine göttliche Herkunft abgeschwächt oder in Abrede gestellt haben. Ihnen hält das Gloria eine Reihe biblischer Hoheitstitel entgegen, die das Göttliche umso deutlicher in den Vordergrund rücken. Die meisten von ihnen finden wir auch im Apostolischen Glaubensbekenntnis. Jesus ist der „Herr“. Für Paulus bringt diese Anrede den Osterglauben zum Ausdruck. Der Titel „Sohn“ hingegen steht für seine Herkunft. Der Sohn stammt vom Vater, ist ihm also wesensgleich. Die Anrufung „Herr und Gott“ erinnert an die Begebenheit mit Thomas. Als ihn der

Auferstandene einlädt, seine Wundmale zu berühren, um zu glauben, bekennt er: „Mein Herr und mein Gott“ (Joh 20,28). Mit diesen Worten wurde kurz zuvor auch dem Vater das Lob gesungen, ein weiterer deutlicher Hinweis auf die göttliche Herkunft Jesu. Er ist Gott und zugleich Lamm Gottes, der das Kreuz auf sich genommen hat, um uns zu erlösen. Um die große Bedeutung dieses Geschehens hervorzuheben, mündet der Gesang nun in eine kleine Litanei, in der die Gemeinde das Lamm Gottes um sein Erbarmen bittet. In der abschließenden Sequenz greift das Gloria auf einen urchristlichen Gesang zurück, den der Apostel Paulus im Brief an die Philipper überliefert (Phil 2,6-11). Dem folgend hat Gott den Gekreuzigten an die höchste Stelle des Kosmos gesetzt. Er ist der Herr und der Höchste. Dies alles ist geschehen zur Ehre Gottes, des Vaters. Im Heiligen Geist dürfen wir dieses Geheimnis ergründen und im Lobpreis Gottes unsere Antwort geben.

## 11. Das Tagesgebet

Am Ende der eröffnenden Riten der Messfeier steht das Tagesgebet. In der Antike ergriff der Vorsteher an dieser Stelle das erste Mal das Wort. Später, im tridentinischen Messritus, grüßte der Priester die Gemeinde mit dem Dominus

vobiscum – Hinweise auf den hohen Stellenwert dieses Teils der Eröffnung. Im Lateinischen wird das Tagesgebet auch oratio, also feierliche, öffentliche Rede, genannt. Später, unter gallischem Einfluss, hat sich die Bezeichnung collecta (Sammelgebet) eingebürgert. Das Gebet gleicht also einem Gefäß. Es beinhaltet die Bitten und Gebete der Gemeinde. Der Vorsteher fasst sie nun zusammen. Daher ist das Gebet recht allgemein gehalten – schließlich soll es Raum geben für die unterschiedlichen Anliegen der Gläubigen.

Anhand des Tagesgebetes lassen sich die Grundzüge liturgischen Betens gut darstellen. Es beginnt mit der Einladung des Vorstehers – „Lasset uns beten“. Darauf folgt eine Gebetsstille. Sie sollte nicht zu kurz bemessen sein. Das folgende Gebet ist nämlich die Zusammenfassung der Gebete der Gläubigen. Wir haben also den Höhepunkt der Eröffnung erklommen. Wenn es bis dahin gelungen ist, die Herzen der Gläubigen zu öffnen, um sich auf Gott auszurichten, ist ihr Ziel erreicht. „Wir sind gekommen, um zu beten“ – auf diesen Satz läuft im Wesentlichen alles zu, vom Einzug bis zum Tagesgebet.

Nach der Gebetsstille fasst der Priester die Gebete der Gemeinde im Tagesgebet zusammen. Es beginnt mit der Anrufung Gottes. Die meisten der Gebete richten sich an Gott, den Vater (etwa mit den Worten „Allmächtiger Gott“).

Dann folgt die Erinnerung, das Gedächtnis. Wer ist dieser Gott? Wie hat er sich in der Geschichte zu erkennen gegeben? Nun ist von den Taten Gottes oder seinen Eigenschaften die Rede. In archaischen Kulturen ahnte man, dass es ein Wagnis sein kann, vor die Gottheit zu treten. Wir tun es in der Zuversicht und im Vertrauen, dass er unser Wohl und Heil im Sinn hat. Davon ist nun die Rede. Erst dann folgt die Bitte. Weil Gott den Menschen wohlwollend begegnet ist, weil er in der Geschichte Jesu noch einmal sein Ja zum Menschen bekundet hat, dürfen wir darauf bauen, dass unsere Bitten keine leeren Wünsche sind. Er ist der ewig treue Gott. Was für die Generationen vor uns gegolten hat, soll sich also auch jetzt ereignen. Die Bibel geht davon aus, dass wir geschichtliche Wesen sind. Daher zeigt sich auch Gott in der Geschichte. In der Erinnerung und in der Bitte werden Vergangenheit und Zukunft zusammen gespannt. Wir erinnern uns vor Gott an seine wunderbaren Taten, um auch heute aus dieser Fülle zu empfangen und so das Morgen zu gestalten.

Das Tagesgebet klingt in einer lobpreisenden Formel aus. Darin kommt die Grundordnung liturgischen Betens zum Ausdruck. In den meisten Fällen wenden wir uns durch Jesus Christus an den Vater. Christus ist die Brücke zwischen Himmel und Erde, weil er wahrer Gott und wahrer Mensch ist. Als Christen glauben wir, dass unser Gebet nicht irgend-

wo im Universum verhallt, sondern durch Christus zu unserem himmlischen Vater getragen wird. Dies vollzieht sich im Heiligen Geist. Nur im Geist können wir Gott unseren Vater nennen (Röm 8,15). Mit dem Amen bestätigt die Gemeinde das Gebet des Vorstehers und macht es sich zu Eigen. Damit ist die Eröffnung der Messe abgeschlossen. Mit der Liturgie des Wortes beginnt nun der erste Hauptteil der Feier.

### III. DIE LITURGIE DES WORTES

---

## 1. Im Gespräch mit IHM

Mit der Lesung beginnt der erste Hauptteil der Messfeier – die Liturgie des Wortes. Bevor wir uns den einzelnen Teilen zuwenden, richten wir zunächst den Blick auf das Ganze. Was prägt eigentlich diesen Teil der heiligen Messe? Die „Pastorale Einführung in das Messlektionar“ gibt uns einen wertvollen Hinweis: Der Gottesdienst ist ein Zwiegespräch zwischen Gott und den Menschen unter dem Einfluss des Heiligen Geistes (Nr. 28). In diesem Dialog geht es jedoch nicht darum, zu informieren oder einen Sachverhalt darzulegen (informative Rede). Das Wort drängt uns vielmehr dazu, im Leben des Menschen Gestalt anzunehmen und es zum Guten hin zu verändern.

Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: Der Prophet Jona geht durch Ninive und verlautbart, dass die Stadt in vierzig Tagen zerstört ist. Offenbar verstehen die Leute sofort, was ihnen Gott damit sagen will. Es ist keine Auskunft, was bald geschehen wird. In diesem Fall wäre es nahe liegend gewesen, die Stadt auf schnellstem Wege zu verlassen. Die Leute von Ninive handeln aber anders. Sie lassen von ihrem Tun ab und kehren um, damit nicht geschieht, was ihnen angedroht worden ist. Das Wort des Propheten hat also eine Veränderung bewirkt. Es hat das Leben der Menschen umgeformt (performative Rede) und sein Ziel erreicht. So sieht es

auch das Buch Jesaja. Gott sagt von seinem Wort: „Es kehrt nicht leer zu mir zurück, sondern bewirkt, was ich will, und erreicht das, wozu ich es ausgesandt habe“ (Jes 55,11). Gott spricht nicht zu den Menschen, um sie über Sachverhalte in Kenntnis zu setzen. Sein Wort bewirkt, worum Christen täglich beten: „Dein Wille geschehe.“

Am Anfang des Johannesevangeliums klingt noch eine weitere Dimension dieses Geschehens an: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Joh 1,14). In Jesus von Nazaret ist also das Wort Gottes Person geworden, denn er geht – wie das Wort – aus Gott hervor. Christus ist das endgültige Ja Gottes an uns Menschen. Somit begegnen wir Christus, wenn wir das Wort Gottes hören. Er ist gegenwärtig in seinem Wort. Wer sein Wort hört und glaubt, hat das ewige Leben (Joh 5,24).

Letztlich gilt also: Gott teilt in seinem Wort nicht nur etwas über sich selbst mit, sondern er schenkt sich uns selbst. Die Antwort der Gemeinde andererseits besteht in der Hingabe an Gott, die auch in das alltägliche Leben hineinreicht. In diesem Sinne ist die Liturgie des Wortes ein Dialog, der unser ganzes Leben begleitet.



## 2. Der Ambo – Ort der Begegnung mit Christus

Aufgrund der Bedeutung des Wortes Gottes muss es im Kirchenraum einen eigenen Platz für die Verkündigung geben. Er soll den Gläubigen bewusst machen, dass ihnen in der Messe der Tisch des Wortes bereitet wird, bevor sie an den Tisch des Sakramentes treten. Dieser Ort ist seit alters her der Ambo. Er ist die Stätte der Begegnung der Gemeinde mit Christus in seinem Wort. Gemäß seiner Bestimmung soll der Ambo erhöht, feststehend (also kein tragbares Lesepult) und dem Zweck entsprechend sein.

Das Wort Ambo wird vom griechischen „anabeinein – hinaufsteigen“ abgeleitet. Bis ins Mittelalter wurden mitunter hohe Ambone errichtet, einer Kanzel sehr ähnlich. Oft hatte die Buchauflage die Gestalt eines Adlers mit ausgespannten Flügeln. Dies erinnert an das Psalmenwort „wie dem Adler wird dir die Jugend erneuert“ (Ps 103,5). Der Adler, der sich mausert, ist schon in der Antike ein Sinnbild der Auferstehung. Dies prägt auch den Ambo – er ist die Stätte der Verkündigung der Botschaft von der Auferweckung des Gekreuzigten. Daher gibt es sogar Beispiele von Ambonen, die mit Anspielungen auf das Grab Christi versehen sind. Wie der Altar im Kirchenraum von Golgota geprägt ist, so ist der Ambo mit dem leeren Grab, dem Zeichen der Auferstehung Jesu, verbunden. Mit der Zeit verlagerte sich jedoch

der Ort der Verkündigung des Wortes Gottes. Die Lesungen wurden nun aus praktischen Gründen am Altar verlesen. Ab dem hohen Mittelalter hörte man daher auf, Ambone zu errichten. So ist es bis zur Liturgiereform geblieben. Ihr Ziel war es, die Gegenwart Christi in seinem Wort auch im Kirchenraum – durch den Ambo – wieder sichtbar zu machen.

Es ergibt sich also aus der Natur der Sache, dass der Ambo den biblischen Lesungen, dem Antwortpsalm und dem Exsultet in der Feier der Osternacht vorbehalten ist. Die Homilie und das Allgemeine Gebet können ebenfalls vom Ambo aus vorgetragen werden, weil sie in einem inneren Zusammenhang zum Wort Gottes stehen. In der Osterzeit steht die brennende Osterkerze beim Ambo. Kurze Hinweise zu den Lesungen und Ansagen aller Art werden nicht vom Ambo aus vorgetragen, denn sie sind nicht Wort Gottes. Daher soll im Kirchenraum ein Platz vorgesehen sein, von dem aus sich der Sprecher bzw. die Sprecherin gut sichtbar und hörbar an die Gemeinde wendet. Von hier aus wird für gewöhnlich auch der Kantor das Halleluja oder den Ruf vor dem Evangelium singen. Der Ambo sollte nämlich als Ziel der Evangelienprozession bereit sein für Christus, der nun in den Worten der Frohen Botschaft seiner Gemeinde begegnet.

### 3. Lektionar und Evangelienbuch

Die Bücher mit dem Wort Gottes waren immer etwas Besonderes. Das konnte man schon an der Ausstattung und dem ehrfürchtigen Umgang mit ihnen erkennen. Im Judentum etwa wird der wichtigste Teil der Heiligen Schrift, die Fünf Bücher des Mose, auf Pergament geschrieben. Bis heute hat die Tora, aus der im jüdischen Gottesdienst verlesen wird, die Gestalt einer Buchrolle. Das war die Machart des Buches in der Antike – Blätter werden an den Seiten vernäht und bilden so ein langes Band. Wie in alten Zeiten muss diese Rolle mit der Hand beschrieben werden. Ein Schreiber benötigt dafür einige Monate. Die große Mühe, die damit verbunden ist – auch in finanzieller Hinsicht – ist Ausdruck der hohen Wertschätzung, die man der göttlichen Weisung gegenüber zum Ausdruck bringt.

Im Christentum war dies nicht anders. In der ausgehenden Antike wurde die Buchrolle durch die heutige Gestalt des Buches, den Codex, abgelöst. Man legte die Blätter übereinander und vernähte sie nur mehr am linken Rand. Der Vorteil liegt auf der Hand – man muss nicht mehr an der Rolle drehen, um den gewünschten Text zu finden, sondern gelangt durch das Blättern viel schneller zur betreffenden Seite. Den Evangelienbüchern wurde von Beginn an besonderes Augenmerk geschenkt. Gelegentlich wurden sogar in

Purpur gefärbte Blätter mit goldener oder silberner Farbe beschriftet. Sie weist auf die göttliche Herkunft dieser Worte hin. Oft wählte man dafür sogar einen eigenen Schrifttyp, die Unzialschrift. Ihre Verwendung war besonderen Texten vorbehalten. Nicht zuletzt spielte auch die reiche künstlerische Gestaltung durch Malereien und Miniaturen eine große Rolle. Heute zählen diese Handschriften des frühen und hohen Mittelalters zum Kostbarsten, was unsere Bibliotheken bergen.

Das sollte auch heute so sein. Die Pastorale Einführung in das Messlektionar sieht vor, dass man für eine wirklich würdige, passende und schöne Ausstattung der Bücher sorgen soll, „sind sie doch im Gottesdienst Zeichen und Symbole der überirdischen Dinge“ (Nr. 35). Dies gilt vor allem für das Evangelienbuch. Zumindest in den Kathedralen und in Kirchen mit stärkerem Gottesdienstbesuch sollte ein eigenes kostbar ausgestattetes Evangeliar vorhanden sein. In einigen Pfarren haben die Gläubigen die Evangelien sogar mit der Hand abgeschrieben oder die Buchdeckel künstlerisch gestaltet. So ist ein Buch entstanden, das in besonderer Weise mit dem Ort und den Menschen verbunden ist.

## 4. Der Lektor

Der Dienst jener, die aus der Heiligen Schrift vorlesen, hat sich schon immer großer Wertschätzung erfreut. Im Judentum besteht seit alters her der Brauch, dass der Knabe, der das zwölfte Lebensjahr vollendet hat, das erste Mal im Rahmen einer Feier einen Text aus der Tora vorträgt. Dem geht eine intensive Zeit der Vorbereitung voran. Dieses Fest wird „Bar-mizwa“ genannt. Der Knabe gilt damit als erwachsen. Er hat das Recht, vor der Gemeinde aus der Schrift vorzulesen, aber auch die Pflicht, danach zu leben, also die Gebote Gottes zu halten. Wir können daraus für den Dienst des Lektors lernen, dass mit dem Vorlesen aus der Heiligen Schrift auch ein Anspruch verbunden ist. Von einem Lektor erwartet man, dass er sich bemüht, zu verstehen, was er liest, dass er das Wort Gottes gläubig annimmt und sein Leben von der Heiligen Schrift geprägt wird.

Das Evangelium nach Lukas berichtet, dass auch Christus selbst im Gottesdienst aus der Schriftrolle vorgelesen hat (Lk 4,16-30). Jesus kommt nach Nazaret, wo er aufgewachsen ist und geht am Sabbat in die Synagoge. Dort reicht man ihm das Buch Jesaja. Jesus trägt also die so genannte Haftara vor – eine Lesung aus den Prophetenbüchern oder Schriften, die dem Haupttext aus der Tora folgt. Es ist ein Wort, das seine Sendung zusammenfasst: „Der Geist des Herrn ruht

auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe ...“ (Lk 4,18). Dann beginnt er zu erläutern: „Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt“ (Lk 4,21). Dieses „heute“ gilt immer, wenn das Wort Gottes verkündet wird. Der Gottesdienst ist keine geschichtliche Feierstunde, in der Zeugnisse einer glorreichen Vergangenheit hochgehalten werden. Gott will hier und heute Menschen ansprechen und so gegenwärtig sein.

Die Anfänge des Lektorendienstes lassen sich nicht mehr genau nachvollziehen. Die *Traditio apostolica*, ein Dokument aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts, erwähnt lapidar, dass der Lektor vom Bischof eingesetzt wird, indem er ihm das Buch überreicht. Seine Aufgabe ist es, das Wort Gottes vorzulesen. Die Auslegung ist Sache des Vorstehers. Zunächst gehörten die Lektoren zu den Laien. Auf den ältesten Darstellungen halten sie ein Buch in Händen – wie es ihrer Aufgabe entspricht. Dann aber wird der Lektorendienst immer stärker institutionalisiert. Schließlich erwächst daraus ein kirchliches Amt, das dem Klerus zugerechnet wird. In der Ostkirche segnet der Bischof den Lektor und überreicht ihm das liturgische Buch (den *Apostolos*) samt liturgischem Dienstgewand. Auch im Abendland wird er bald zu den „niedereren Weihen“ gezählt. Die Aufgabe, das Evangelium zu verkünden, aber obliegt schon früh dem Diakon.

In der ausgehenden Antike wurden vor allem Knaben mit dem Lektorat betraut. Mit ihrer hellen Stimme konnten sie die großen Kirchenräume gut durchdringen. Zudem wurde ihr Dienst auch als Vorbereitung auf höhere Weihen betrachtet. In einem nächsten Schritt behielt man die „niedere Weihe“ der Knaben zu Lektoren bei, übertrug aber ihre Aufgabe an Träger höherer Weihestufen. In der Praxis bedeutete dies jedoch meist, dass der Zelebrant die Lesung selbst verkündet hat. In vielen Pfarren war er nämlich der einzige, der die lateinische Liturgiesprache beherrschte. Wir halten also fest: Den Lektor hat es in der Geschichte der Kirche praktisch immer gegeben. Über Jahrhunderte hindurch übte er seinen Dienst jedoch nicht aus. Seine Aufgabe war auf den Subdiakon oder Priester übergegangen. Dieser Umstand ließ schon vor dem Konzil Stimmen laut werden, den Lektorendienst neu zu regeln.

Das führt uns nun zur Frage, ob Laien überhaupt einen liturgischen Dienst ausüben können. Noch wenige Jahre vor dem Konzil wurde dieses Ansinnen von der Ritenkongregation nur im Blick auf männliche Laien bejaht. Nur sie könnten nämlich dem Klerus angehören. Kurze Zeit später betont die Liturgiekonstitution des II. Vatikanischen Konzils: „Auch die Ministranten, Lektoren, Kommentatoren und die Mitglieder der Kirchenchöre vollziehen einen wahrhaft liturgischen Dienst“ (SC 29). Die theologische Grundlage

wird folgendermaßen dargelegt: In der aktiven und tätigen Teilnahme der Gläubigen am Gottesdienst und durch die liturgischen Dienste wird die Kirche als priesterliches Volk Gottes erfahrbar. Ihm gehört man durch die Taufe an. Sie ist somit das Fundament für die liturgischen Dienste. Daher ist es nebensächlich, ob jemand als Mann oder Frau an den Ambo tritt. Nach jahrhundertelanger Abwesenheit der Lektoren sieht die liturgische Ordnung nun vor, dass sie ihre Aufgabe selbst dann ausüben sollen, wenn geweihte Amtsträger mitwirken. Der Lektor ist also kein Lückenbüsser. Umso mehr wird von ihm verlangt, dass er seinen Dienst mit der entsprechenden Haltung und Sachkenntnis versieht.



## 5. Die Leseordnung

Das älteste liturgische Buch ist die Heilige Schrift. Zunächst wird der Bibeltext mit Randnotizen versehen, und so der Beginn und das Ende einer Lesung (Perikope) gekennzeichnet. Um die Übersicht zu bewahren, entstehen bald Perikopenlisten und schließlich erste Sammlungen von Schrifttexten, die für den Vortrag im Gottesdienst bestimmt sind – die Lektionare. Sie werden jedoch später durch Messbücher ersetzt, die neben den Gebeten des Priesters auch die Schriftlesungen enthalten (Vollmissale). Zu dieser Zeit trug nämlich meist der Priester selbst die Lesungen vor.

Bei der Auswahl der Lesungen hat man sich seit alters her nach zwei Gesichtspunkten orientiert. Da die Bücher zunächst die Gestalt einer Buchrolle hatten, war es naheliegend, den Text fortlaufend – also einen Abschnitt nach dem anderen – zu lesen. Dieses Auswahlverfahren nennen wir „Bahnlesung“. Allmählich setzte sich dann die heutige Gestalt des Buches, der Codex, durch. Von da an konnte man Schriftstellen inhaltlich leichter aufeinander abstimmen. Nun entfaltete sich „das Prinzip der Zuordnung“. Die heutigen Lektionare bedienen sich beider Möglichkeiten. An den Sonntagen im Jahreskreis folgen das Evangelium und die zweite Lesung dem Prinzip der „fortlaufenden Lesung in Auswahl“ (Bahnlesung). Die erste Lesung aus dem Alten

Testament ist hingegen auf das Evangelium abgestimmt. Auch an den hohen Festen des Kirchenjahres und in den geprägten Zeiten (im weihnachtlichen und österlichen Festkreis) ist die Auswahl der Schrifttexte stärker von inhaltlichen Gesichtspunkten bestimmt, um den Charakter dieser Anlässe zu betonen. An den Wochentagen im Jahreskreis hingegen werden die Lesung und das Evangelium fortlaufend gelesen.

Im Zuge der Liturgiereform wurde die Leseordnung gründlich überarbeitet, um den Gläubigen den Tisch des Gotteswortes reicher zu bereiten und die Schatzkammer der Bibel weiter als bisher aufzutun. Die Schrifttexte des Kirchenjahres wurden auf zwei Reihen aufgeteilt: Für die Sonn- und Festtage ist ein dreijähriger Lesezyklus vorgesehen (Lesejahr A, B und C), für die Werktage ein zweijähriger (Lesejahr I und II). Die Festtagsordnung enthält naturgemäß die bedeutenderen Texte. Zudem gibt es eigene Perikopen für Heilige, Sakramente und andere Feiern. Wer täglich die heilige Messe besucht, hört also in einem Zeitraum von drei Jahren nahezu alle bedeutenden Stellen der Heiligen Schrift.

## 6. Das Alte Testament in der Liturgie

Wenn der Lektor am Sonntag den Ambo betritt, um die erste Lesung zu verkünden, eröffnet er damit die Liturgie des Wortes. Es ergeht an die Gemeinde in der Gestalt eines alttestamentlichen Textes. Nur die Osterzeit bildet eine Ausnahme. In Anlehnung an eine alte Tradition aus Mailand wird in dieser Zeit aus der Apostelgeschichte gelesen.

In den ersten Jahrzehnten des Christentums gab es für die Kirche keine andere Bibel als die Schriften des Alten Testaments. Sie galten als Autorität, um glaubwürdig zu machen, dass sich im Leben und Wirken Jesu der Wille Gottes zeigt. In ihm hat sich erfüllt, was in der Schrift geschrieben steht. Zugleich haben die ersten Christen durch die Person Jesu eine neue Sicht auf das Alte Testament gewonnen. Er ist der Messias, der gekommen ist und der am Ende der Zeiten erscheinen wird, um die Welt zu vollenden. So standen im christlichen Gottesdienst der ersten Jahre die alttestamentlichen Texte im Vordergrund. Die Botschaft Jesu wurde zunächst mündlich verbreitet.

Allmählich entstanden die Schriften des Neuen Testaments. Im Laufe des 2. Jahrhunderts verbreiteten sie sich überall, wo es Christen gab und galten ebenfalls als Wort Gottes. In der Liturgie des Wortes entwickelte sich bald eine Ab-

folge von Lesungen, die in der Natur der Sache begründet ist – man begann mit den alttestamentlichen Texten, dann folgten der Apostel – eine Lesung aus den Apostelbriefen, der Apostelgeschichte oder der Offenbarung des Johannes – und schließlich das Evangelium, das die Worte Jesu überliefert. Dieser Brauch wurde im Bereich der römischen Liturgie bis zum vierten Jahrhundert gepflegt. Dann wurde die alttestamentliche Lesung immer mehr aus dem Gottesdienst verdrängt. Man beschränkte sich auf zwei Schrifttexte, die neutestamentliche Lesung und das Evangelium. So ist es bis zum II. Vatikanischen Konzil geblieben. Nur an besonderen Tagen konnte man erahnen, dass es einst anders gewesen war. In der Feier der Osternacht wurde zum Beispiel nach wie vor eine Reihe von Texten aus dem Alten Testament zu Gehör gebracht. Hier hat sich aus Respekt vor dem Anlass liturgisches Urgestein erhalten. Mit der letzten Liturgiereform ist die Kirche aus guten Gründen wieder zu den Wurzeln zurückgekehrt. Wenn wir am Sonntag die erste Lesung hören, haben wir Teil an der Gotteserfahrung Israels, das uns den ersten Teil der Bibel überliefert hat.

## 7. Die Lesungen

Als Jesus in der Wüste vom Teufel nach vierzigtäglichem Fasten aufgefordert wurde, aus Steinen Brot zu machen und so seinen Hunger zu stillen, gab er ihm zur Antwort: „In der Schrift heißt es: Der Mensch lebt nicht nur von Brot, sondern von jedem Wort, das aus Gottes Mund kommt“ (Mt 4,4). In der Bibel und in der christlichen Tradition taucht dieses Bild häufig auf – das Wort Gottes ist die geistliche Nahrung, ohne die unser Leben kraftlos bleibt. Daher war es das Ziel der Konzilsväter, den Tisch des Wortes wieder reicher zu bereiten. Für die Sonntage wurde ein dreijähriger Lesezyklus entwickelt. Das Lesejahr A ist vom Evangelium nach Matthäus geprägt, B von Markus und C von Lukas. Jede Jahreszahl, die durch drei teilbar ist, ergibt das Lesejahr C. Das Evangelium nach Johannes wird in der Weihnachtszeit, Fastenzeit und Osterzeit sowie im Lesejahr B verlesen.

An den Sonntagen werden drei Schrifttexte verkündet. Im deutschen Sprachraum hat man allerdings die Möglichkeit, eine Lesung aus pastoralen Gründen entfallen zu lassen, mancherorts sehr großzügig ausgelegt, sodass in vielen Pfarrgemeinden nur zwei biblische Texte zu hören sind. Dies wird vielfach damit begründet, dass drei Texte die Aufnahmefähigkeit vieler übersteigen. Dieses Argument trifft zweifellos zu. Man sollte jedoch bedenken, dass es in der

Liturgie des Wortes nicht darum geht, sich möglichst viel biblisches Wissen anzueignen. Im Hören des Wortes Gottes findet vielmehr Begegnung mit Christus statt. Eine Begegnung aber kann man nicht nur daran messen, wie viel vom Gesagten man sich behalten hat. Oft liegt es in der Dynamik einer Unterredung, dass man sich erst nach einiger Zeit öffnen und aufeinander einstimmen kann. Die Feier der Osternacht mit ihren neun Schrifttexten ist ein beredtes Zeugnis.

Greifen wir das Bild vom Tisch des Wortes noch einmal auf. In vielen Familien ist der sonntägliche Mittagstisch etwas reicher gedeckt als an den Werktagen, an denen es mit dem Essen oft schnell gehen muss, wie man sagt. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Mahlteilnehmer in diesem Fall selbst die Akzente setzen – der eine isst etwas mehr vom Hauptgericht, der andere „spart sich noch für die Nachspeise auf“ usw. So ist es auch bei den Schriftlesungen am Sonntag. Die große Fülle bietet die Chance, dass Menschen in unterschiedlichen Situationen Zuspruch erfahren und durch das Wort Gottes genährt werden.

Wenden wir uns nun der Dramaturgie des Lesegottesdienstes zu. Der Lektor tritt zum Ambo. Er schlägt das Lektionar auf und blickt noch einmal in die Gemeinde. Nun ist es so weit. Die Schatzkammer des Wortes Gottes tut sich auf –

Zeit der Gegenwart Christi in seinem Wort. Um dieses Wort in einen angemessenen Rahmen zu stellen, ist es im Laufe der Zeit üblich geworden, den Beginn und das Ende einer Lesung mit deutenden Worten zu versehen.

Eingangs wird seit alters her das biblische Buch genannt, aus dem vorgetragen wird (Lesung aus dem Buch ..., Aus dem heiligen Evangelium nach ...). Ab dem frühen Mittelalter werden manche Schrifttexte durch Anfangsworte eröffnet (In jener Zeit ..., In jenen Tagen ..., Geliebte!, So spricht der Herr). Sie sind quasi das Tor zum Schrifttext. So wird durch die Anrede „Brüder“ zu Beginn von Texten des Apostels Paulus deutlich, dass nun ein Ausschnitt aus einem Brief vorgetragen und die Gemeinde direkt angesprochen wird. Im Messbuch von 1570 waren diese Lesungen gelegentlich auch mit der abschließenden Wendung „in Christus Jesus, unserem Herrn“ versehen, um den Charakter des Briefes ein weiteres Mal zu betonen. Es ist erlaubt, die Anrede „Brüder“ auch zu „Brüder und Schwestern“ zu erweitern.

Im späten Mittelalter ist es üblich geworden, dass die Gläubigen mit einer kurzen Formel bekunden, den Text vernommen zu haben: nach der Lesung „Dank sei Gott“, nach dem Evangelium „Lob sei dir, Christus“. Um dem Volk die Beteiligung zu erleichtern, entschloss man sich 1969 im Zuge der Neuordnung des Lektionars, der Antwort des Volkes einen

Zuruf vorzuschalten: nach der Lesung „Wort (des lebendigen) Gottes“, nach dem Evangelium „Evangelium unseres Herrn Jesus Christus“. Die Wendung „Wort Gottes“ entspricht der so genannten Botenformel, die vor allem in den prophetischen Schriften des Alten Testaments zu finden ist. Sie lautet: „So spricht der Herr“ (Jer 6,16) oder „Spruch des Herrn“ (Hos 11,11). Damit gibt der Prophet zu verstehen, dass es nicht sein eigenes Wort ist, das er zu Gehör bringt. Er ist der Gesandte Gottes und muss das Wort des Herrn verkünden, auch wenn es ihm – wie Jeremia klagt – den ganzen Tag nur Spott und Hohn bringt (Jer 20,8). Mit der Botenformel „Wort (des lebendigen) Gottes“ gibt der Lektor am Ende der Lesung also zu verstehen, dass es Gottes Wort ist, das er soeben verkündet hat. Seine Aufgabe ist nun erfüllt. Mit der Antwort „Dank sei Gott“ erklären die Gläubigen, die Lesung verstanden zu haben und danken Gott, dass er zu ihnen gesprochen hat.



## 8. Der Antwortpsalm

Der Psalm nach der Lesung gehört zu den ursprünglichsten Gesängen der christlichen Liturgie. Vermutlich wurde er zunächst von einem einzigen geschulten Sänger vorgetragen, die Gemeinde aber beteiligte sich an bestimmten Stellen mit dem Kehrsvers. Diese schlichte Form des Gesanges prägte den christlichen Gottesdienst in den ersten drei Jahrhunderten. Ihre Wurzeln sind im Psalter selbst zu suchen. Nicht wenige Psalmen sind nämlich so aufgebaut, dass sie mit demselben Gedanken beginnen, den sie zum Abschluss noch einmal wiederholen. Sie waren also darauf ausgerichtet, im Wechsel zwischen Vorsänger und Gemeinde meditiert zu werden. Der Psalm 8 wird zum Beispiel von den Worten „Herr, unser Herrscher, wie gewaltig ist dein Name auf der ganzen Erde“ gerahmt. Im Psalm 136 hingegen wird wie bei einer Litanei nach jeder Zeile der Ruf „denn seine Huld währt ewig“ wiederholt. Der bekannteste Kehrsvers aber ist das Halleluja. Es steht bei mehreren Psalmen am Beginn und am Ende. Bei Psalmen, die nicht nach diesem Prinzip aufgebaut sind, wurde der Kehrsvers für gewöhnlich dem Text entnommen. Vielfach war es der erste Vers. Dann trug der Kantor den Psalm vor, zunächst noch ohne ihn zu kürzen.

Ab dem vierten Jahrhundert vollzog sich ein tiefgreifender Wandel im Gottesdienst. Der beeindruckenden Prachtent-

faltung im Kirchenbau folgte nun das Bedürfnis, die liturgischen Feiern auch musikalisch reicher zu gestalten. Dies hatte auch Auswirkungen auf die Vortragsweise des Psalms nach der Lesung. Dem Text wurden nun kunstvolle Melodien zugrunde gelegt. Der Gesang nahm also immer mehr Zeit in Anspruch. Darum ging man davon ab, den gesamten Psalm zu singen und begnügte sich zuletzt nur mehr mit einem einzigen Vers. Die Rolle des Volkes übernahm nun eine Gruppe von Sängern, die Schola, die im Stande war, die musikalisch immer komplexer werdenden Kehrverse zu bewältigen. In dieser Zeit bürgerte sich für den Psalm auch die Bezeichnung Graduale ein, abgeleitet vom lateinischen gradus, die Stufe. Er wurde nämlich an den Stufen des Ambo gesungen.

Im Zuge der letzten Liturgiereform hat sich der Psalm nach der Lesung erneut seiner ursprünglichen Gestalt genähert. Kürzere Psalmen werden nun wieder in ihrem vollen Umfang vorgetragen. Längere Texte werden gekürzt. Die Praxis der Urkirche ist wieder das Ideal – der Psalm wird von einem Kantor oder einer Kantordin gesungen, die Gemeinde aber antwortet mit dem Kehrvers.

Gemäß der liturgischen Ordnung ist der Antwortpsalm ein wesentliches Element der Liturgie des Wortes. Es gibt gute Gründe, anzunehmen, dass man ihn im Altertum als bibli-

sche Lesung betrachtet hat. Dies entspricht dem Charakter des Psalters, ist er doch wie die Bücher des Mose und die Propheten Teil der Heiligen Schrift. So deutet der Auferstandene seinen Jüngern das Osterereignis als Erfüllung dessen, was im Gesetz des Mose, bei den Propheten und in den Psalmen über ihn gesagt ist (Lk 24,44). Das Buch der Psalmen gehört mit dem Jesajabuch sogar zu den am häufigsten zitierten Teilen des Alten Testaments in den neutestamentlichen Schriften.

Der Begriff „Antwortpsalm“ verleitet leicht zum Missverständnis, er sei lediglich ein untergeordneter Teil, der zur vorangehenden Lesung gehört. Der Psalm ist zwar auf die Lesung abgestimmt, aber nicht einfach die Antwort auf diese. Die lateinische Bezeichnung „psalmus responsorius“ hat eher die Art, wie er vorgetragen wird, im Blick, nämlich im Wechsel zwischen Kantor und Gemeinde. Der Psalm dient also an dieser Stelle des Gottesdienstes der Betrachtung des Wortes Gottes durch das Wort Gottes. Daher kann er nicht durch ein beliebiges Lied ersetzt werden. Der Psalter ist nämlich nicht nur ein Gesangsbuch, sondern auch ein Meditationstext. Viele Psalmen spielen durch Stichwörter auf biblische Traditionen an. Oft gewinnt man den Eindruck, die Verfasser wären im bunten Garten des Alten Testaments unterwegs gewesen, um einen Strauß mit den erlesensten Blüten zu binden. Die Psalmen rufen uns die wichtigsten Er-

eignisse und Gedanken der Bibel in Erinnerung und bringen sie vor Gott zur Sprache.

Als Jesus geboren wurde, galt das Buch der Psalmen bereits seit zwei Jahrhunderten als Teil der Heiligen Schrift. Warum werden diese Texte also im christlichen Gottesdienst gesungen, stammen sie doch aus vorchristlicher Zeit? Die Evangelisten stellen uns Jesus als Beter der Psalmen vor Augen. Selbst in seiner Todesstunde am Kreuz hat er Psalmenworte auf den Lippen. In den Psalmen hören wir also die Stimme Christi. Wir beten sie gemeinsam mit ihm, der unser Bruder geworden ist, aber auch zu ihm, denn er ist der Messias, auf den die Beter hoffen. Zudem sprechen die Psalmen auch über Christus. Die Verfasser des Neuen Testaments werden nicht müde, das Leben Jesu, besonders sein Leiden, Sterben und Auferstehen anhand der Psalmen zu deuten. Wer Psalmen betet, weiß sich also mit Christus verbunden, aber auch mit der Kirche, die sein Leib ist.

## 9. Die Sequenz

Wir haben uns daran gewöhnt, in der heiligen Messe zahlreiche Lieder zu singen. Könnten wir eine Zeitreise ins erste Jahrtausend unternehmen, würden wir uns sehr wundern. Die uns vertraute Art des Singens hat sich nämlich erst ab dem Mittelalter entwickelt. Sonst dominierte in der Liturgie der einstimmige (gregorianische) Gesang. Wenn wir nach den Ursprüngen der geistlichen Lieder suchen, geraten wir an eine Stelle, die heute kaum noch im Blick ist. Zu Ostern und zu Pfingsten erklingt vor dem Halleluja ein besonderer Gesang, die Sequenz. Das Messlektionar enthält noch zwei weitere Beispiele dieser Gattung: das „Lauda Sion“ für das Fronleichnamfest und das „Stabat mater“ für das Gedächtnis der Schmerzen Mariens (15. 9.). Die wohl bekannteste, das „Dies irae“ des Requiems, ist seit der Liturgiereform nicht mehr vorgesehen.

Wie kam es also zur Entfaltung dieser Gattung und was bewirkte ihren Untergang? Im Laufe der Zeit wurde das letzte -a des Halleluja durch immer reicher werdende Melodien entfaltet. Im germanischen Raum begann man sie ab dem 9. Jahrhundert mit einem Text zu unterlegen. Im hohen Mittelalter wird er bereits als selbstständiger Teil betrachtet und nimmt die Form eines klassischen Gedichtes an – mit festem Versmaß, Strophen und Reimen. Weil er dem Halle-

luja folgt, wird er Sequenz (Folge) genannt. Genau genommen sind die Sequenzen also eine Entfaltung des Halleluja. Nördlich der Alpen kam es nun zu einer wahren Blütezeit der geistlichen Dichtung. Insgesamt konnten bisher an die 5000 Sequenzen dokumentiert werden. Zunächst wurden sie nur zu besonderen Festen gesungen. Später ging man dazu über, sie an allen Tagen erklingen zu lassen, an denen das Halleluja vorgesehen war. So finden wir im Kölner Messbuch aus dem Jahre 1520 die stolze Zahl von 108 Sequenzen.

Damit war der erste Schritt zum Kirchenlied getan. Mit der Zeit ergänzte man nämlich die lateinischen Texte durch Strophen in der Volkssprache, um auch die Gläubigen am Gesang zu beteiligen. So ist zum Beispiel das älteste deutsche Osterlied „Christ ist erstanden“ aus der Ostersequenz „Victimae paschali laudes“ hervorgegangen und das Lied „Nun bitten wir den Heiligen Geist“ hat die Pfingstsequenz „Veni Sancte Spiritus“ als Quelle. Die nun geschilderte Entwicklung fand vor allem nördlich der Alpen statt. Im italischen Raum war wenig davon zu spüren. So fielen die meisten Sequenzen der Messbuchreform von 1570 zum Opfer. Der Grundstein für das Kirchenlied aber war gelegt. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass es sich gerade im deutschen Sprachraum, dem Kerngebiet der Sequenzen, so reich entfaltet hat.

## 10. Das Halleluja

Halleluja bedeutet aus dem Hebräischen übersetzt „Lobt Jah(we)“. Es ist der österliche Jubelruf der Bibel. So mündet zum Beispiel das Buch der Psalmen in ein zehnfaches Halleluja, indem die letzten fünf Psalmen mit diesem Ausruf beginnen und damit auch enden. Die Psalmen 113-118 werden auch Hallel-Psalmen genannt und im Judentum bis heute zu festlichen Anlässen wie dem Pessachfest gesungen.

Auch im Neuen Testament erklingt dieser Ruf in hebräischer Sprache. Die Offenbarung des Johannes gewährt uns Einblick in den Himmel. Dort besingt eine große Schar die Allmacht Gottes und akklamiert immer wieder mit dem Halleluja. Wenn wir das Halleluja singen, stimmen wir also schon hier auf Erden in den himmlischen Lobgesang ein. Wohl auch deshalb hat man darauf verzichtet, diese Akklamation zu übersetzen. So erklingt mit dem Halleluja im Gottesdienst nach wie vor jene Sprache, in der das Volk Israel von Beginn an die rettenden Taten Gottes besungen hat. Im Osten wie im Westen steht das Halleluja im Zusammenhang mit dem Evangelium. Vielleicht liegt in der Offenbarung des Johannes der entscheidende Hinweis verborgen, warum dies so ist. Dort ist davon die Rede, dass Gott König und Herrscher über die ganze Schöpfung geworden ist (Offb 19,6). Dies ist zugleich die zentrale Botschaft des

Evangeliums Jesu, der das Kommen des Reiches bzw. Königtums Gottes verkündet hat (Mk 1,15). Mit dem Halleluja bekunden wir also, dass dieses Reich, das wir erwarten, zugleich schon unter uns gegenwärtig ist. Deshalb wurde das Halleluja in der altspanischen Liturgie erst im Anschluss an das Evangelium gesungen, gleichsam als Antwort auf die Frohe Botschaft. Dieser Brauch wird gelegentlich auch in der römischen Kirche, selbst bei päpstlichen Gottesdiensten, gepflegt.

Die Vortragsweise des Halleluja hat sich im Laufe der Geschichte nicht sehr stark verändert. Ursprünglich hat ein Vorsänger das Halleluja angestimmt. Die Gemeinde akklamierte den Ruf. Dann wurde ein Psalmenvers gesungen. Heute ist dieser Vers zumeist dem Evangelium entnommen. Anschließend wurde das Halleluja noch einmal von allen wiederholt. Im Laufe der Zeit wurde der Gesang des Volkes vom Chor übernommen. Dies führte dazu, dass sich mit dem Halleluja besonders kunstvolle Melodien verbinden konnten, die bis heute zu den Glanzlichtern der Musikkunst gehören. Heute wird das Halleluja in der Regel im Wechsel zwischen Kantor und Gemeinde gesungen. In der Fastenzeit wird es durch einen Christusruf ersetzt, um in der Gestalt des festlichen Halleluja in der Osternacht die Herzen der Gläubigen zu erfreuen.



## 11. Die Evangelienprozession

Mit der Verkündigung des Evangeliums ist der Gipfel der Liturgie des Wortes erklommen. Um dies deutlich zu machen, sprechen zunächst die heiligen Zeichen. Lassen wir also eine besonders feierliche Evangelienprozession vor unserem geistigen Auge erstehen.

Der Organist beginnt mit einem Präludium zum Halleluja. Nun treten der Rauchfassträger und der Diakon vor den Bischof oder Priester. Dieser legt Weihrauch ein. Dann bittet der Diakon um den Segen. Der Vorsteher spricht ihm zu: „Der Herr sei in deinem Herzen und auf deinen Lippen, damit du sein Evangelium würdig verkündest.“ Spätestens seit dem vierten Jahrhundert ist es nämlich die Aufgabe des Diakons, das Evangelium zu proklamieren. Zu bestimmten Anlässen war es sogar das Vorrecht des Bischofs. Die Gemeinde erhebt sich. Der Diakon begibt sich zum Altar, wo ihn bereits die Assistenz mit dem Weihrauchfass und brennenden Kerzen erwartet. Auf dem Altar liegt seit dem Beginn der Messfeier das Evangelienbuch – Zeichen der Gegenwart Christi in seinem Wort. Der Diakon verneigt sich vor dem Altar, nimmt das Evangeliar, erhebt es und zeigt es der Gemeinde. Nun stimmt der Kantor zur Begrüßung des Herrn das Halleluja an. Währenddessen ziehen der Träger mit dem Weihrauchfass, die Ministranten mit den

brennenden Kerzen und schließlich der Diakon mit dem Evangelienbuch in einem festlichen Zug zum Ambo. In der Antike war es üblich, hochgestellten Persönlichkeiten Räucherwerk und Licht voranzutragen. In der Liturgie kommt diese Ehrung vor allem Zeichen und Symbolen zu, die auf Jesus Christus verweisen. Mit Weihrauch und brennenden Kerzen ehren wir also Christus, der im Evangelium zur Versammlung spricht.

Am Ambo angekommen, öffnet der Diakon das Buch. Er begrüßt die Gemeinde mit den Worten „Der Herr sei mit euch“ und kündigt die Lesung des Evangeliums an. Dabei bezeichnet er das Evangelienbuch und sich selbst auf der Stirn, dem Mund und der Brust mit dem Kreuz. So tun es auch die Gläubigen. Sie machen sich bereit, das Wort Christi aufzunehmen und zu bedenken, es zu bekennen und daraus zu leben. Dann beräuchert der Diakon das Buch und verkündet das Evangelium. Es liegt in der Natur der Sache, dass mit dem Evangeliar auch nach der Verkündigung der Frohen Botschaft sorgsam umgegangen wird. Der Diakon küsst das Buch und bittet leise um die Vergebung der Sünden. Der Bischof kann damit auch das Volk segnen. Schließlich wird es zum Altar oder einem anderen geeigneten Ort gebracht, wo es bis zum Ende des Gottesdienstes verbleibt.

## 12. Das Evangelium

In der Messfeier wird durch die Aneinanderreihung der Schriftlesungen ein Akzent gesetzt – wir beginnen mit dem Alten Testament, schreiten fort zu den Briefen der Apostel und gelangen schließlich zum Evangelium (Prophet – Apostel – der Herr). Freilich gilt für alle Texte der Bibel in gleicher Weise, dass sie Wort Gottes sind. Dazu bekennen wir uns am Ende jeder Lesung. Der heilige Hieronymus – er hat in der ausgehenden Antike die Vulgata, die klassische Übersetzung der Bibel ins Lateinische, geschaffen – betont: „Die Schrift nicht kennen heißt Christus nicht kennen.“ Dabei bezieht er sich auf alle Bücher der Bibel, haben doch die Evangelisten immer wieder auf das Alte Testament zurückgegriffen, um das Leben und Wirken Jesu zu deuten. In ihm ist der Reichtum biblischer Texte vereint. Die Apostel werden nicht müde, zu betonen: Das Leben, Sterben und die Auferstehung Jesu sind „gemäß der Schrift“ (1 Kor 15,3.4). In Jesus wird somit Gottes Wille erfahrbar. Vor diesem Hintergrund bildet das Evangelium den Höhepunkt der Liturgie des Wortes. Es gleicht einem Gipfel, der auf einer soliden Grundlage steht, den Schriften des Alten und Neuen Testaments.

Was aber ist ein Evangelium? Das Wort gehört zum Urgestein christlicher Verkündigung. In den Briefen des Apos-

tels Paulus bezeichnet es zumeist die Verkündigung des Heilshandelns Gottes in Jesus Christus. Eine Generation später schreibt Markus das erste der vier Evangelien. Damit bekommt der Begriff eine neue Note. Er charakterisiert nun auch die Erzählungen über Jesus. Im Laufe der Zeit setzt sich dieses Verständnis zunehmend durch und stellt die ursprüngliche Bedeutung in den Schatten. Das erste Mal taucht das Wort Evangelium freilich schon im Alten Testament auf: „Wie willkommen sind auf den Bergen die Schritte des Freudenboten, der Frieden ankündigt, der eine frohe Botschaft bringt (= ein Evangelium verkündet) und Rettung verheißt, der zu Zion sagt: Dein Gott ist König“ (Jes 52,7). Es fällt auf, dass Markus in der Zusammenfassung der Verkündigung Jesu zu Beginn seines Evangeliums dieselben Motive nennt: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes (wörtlich: das Königsein Gottes) ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15). Beide Texte sprechen also von der guten Nachricht, dass Gott König ist und sich jenen, die bisher im Mangel ihr Dasein gefristet haben, die Fülle des Lebens eröffnet. In der Eucharistie dürfen wir auf vielfältige Weise an dieser Fülle teilhaben, uns mit dem Wort und dem Brot des Lebens stärken.

### 13. Predigt oder Homilie?

Wer vor der großen Liturgiereform die heilige Messe besucht hat, musste den Eindruck gewinnen, die Predigt gehört nicht so ganz zur Feier. Der Priester legte die Kasel ab. In großen Kirchen befand sich die Kanzel, von der er predigte, mitten im Schiff. Zudem wurde meist nicht über die Schriftstellen gesprochen, sondern über Fragen des Katechismus und der christlichen Moral.

Ein Blick in die Geschichte macht deutlich, wie es dazu gekommen ist. Im angehenden Mittelalter ist die Predigt immer mehr aus dem Blick geraten. Ein Grund dafür war die schlechte Bildung vieler Priester. Dem traten ab dem 13. Jahrhundert neu entstehende Ordensgemeinschaften, etwa die Dominikaner, entgegen. Es entfaltete sich eine volkstümliche Form von Liturgie, der Prädikantengottesdienst, mit der Predigt im Zentrum. Später diente er den Reformatoren als Grundlage, den evangelischen Gottesdienst neu zu ordnen. Ein Prediger musste natürlich gut sichtbar sein. So entwickelte sich in dieser Zeit die Kanzel. Ihr Name kommt von den Cancelli, den Schranken zum Altarraum. Der Predigtort war nämlich oft baulich mit ihnen verbunden. Mit der Zeit wurde dann wieder häufiger während der hl. Messe gepredigt. Man sah die Predigt jedoch nicht mehr als Teil derselben an, sondern als Unterbrechung. So ist es bis zum Konzil geblieben.

Die gegenwärtige Praxis knüpft am christlichen Altertum an. Dies wird schon im Begriff „Homilie“, den die liturgischen Bücher bevorzugen, deutlich. Eine Predigt hat eher missionarischen Charakter. Sie ist also thematisch geprägt. Die Homilie hingegen bezieht sich auf die biblischen oder liturgischen Texte. Dieses deutende Wort ist seit alters her im Gefolge der Schriftlesung zu suchen. So wird im Buch Nehemia erzählt, man habe die Bevölkerung versammelt, ihr in Abschnitten aus der Hl. Schrift vorgelesen und die Texte erläutert (Neh 8,8). Auch Jesus ergreift in der Synagoge von Nazaret das Wort, nachdem er einen Abschnitt aus dem Buch Jesaja verlesen hat (Lk 4,16-21). Justin der Märtyrer gewährt uns schließlich einen Einblick in den Gottesdienst des 2. Jahrhunderts. Zunächst wurden Abschnitte aus den Propheten und Denkwürdigkeiten der Apostel verlesen. Dies war die Aufgabe des Lektors. Dann folgte die Auslegung des Vorstehers, in der Regel des Bischofs. Aus der Antike sind uns zahlreiche Homilien großer Persönlichkeiten erhalten. Sie gehören zum geistlichen Schatz der Kirche und werden bis heute in der Lesehore des Stundengebetes betrachtet.

In erster Linie ist es also die Aufgabe des Vorstehers, das Wort Gottes in der Homilie zu erläutern. Er kann dies gemäß der antiken Tradition vom Sitz aus tun, oder am Ambo predigen, um so die Verbindung des Gesagten mit dem Wort Gottes zu betonen.

## 14. Credo – Ich glaube

An Sonntagen und Hochfesten folgt auf die Homilie das Glaubensbekenntnis. Das war nicht immer so. Das Credo hat seine Wurzeln nämlich in der Tauffeier. Der Täufling bekannte seinen Glauben an den dreifaltigen Gott und wurde sogleich getauft. Daher beginnen die Glaubensbekenntnisse auch mit dem Wort Credo – Ich glaube. In der Messfeier aber ist das Wir im Vordergrund. Als Getaufte stehen wir in Gemeinschaft vor Gott, um ihm zu danken. Daher beginnt das Große Glaubensbekenntnis im Deutschen mit den Worten „Wir glauben“.

Wie aber hat das Glaubensbekenntnis überhaupt seinen Weg in die Messfeier gefunden? Die ausgehende Antike war geprägt von heftigen Auseinandersetzungen um den rechten Glauben. Zu Beginn des sechsten Jahrhunderts wirkte in Konstantinopel ein Patriarch, der im Verdacht stand, mit häretischem Gedankengut zu sympathisieren. Um seine Rechtgläubigkeit unter Beweis zu stellen, ordnete er an, in der Liturgie das Glaubensbekenntnis zu rezitieren. Dieser Brauch setzte sich im Osten rasch durch. Über Irland gelangte er schließlich im Zeitalter Karls des Großen in die Regionen nördlich der Alpen. Als Kaiser Heinrich II. im Jahre 1014 Rom besuchte, musste er zu seinem Erstaunen feststellen, dass dort das Credo in der Messfeier fehlte. Er

bedrängte den Papst, dies auch in seinem Bereich einzuführen. Seither wird es an den Sonntagen und jenen Festen, die im Zusammenhang mit den Inhalten des Glaubensbekenntnisses stehen, auch in der römischen Liturgie gebetet.

Von Beginn an wurde das Große, Nizäno-Konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis bevorzugt. Es war ursprünglich das Taufbekenntnis der Kirche von Jerusalem und ist eng mit den ersten ökumenischen Konzilien verbunden. Allerdings war die Länge des Textes, der in unseren Breiten in lateinischer Sprache gebetet wurde, seit jeher eine Herausforderung für die Gemeinden. Daher wurde das Credo bald von der Schola getragen. Als Teil des Messordinariums, also jener Texte, die sich nicht ändern, wurde ihm in der Musikgeschichte große Aufmerksamkeit zuteil. Das „et incarnatus est“, zu dem man sich verneigt bzw. zu Weihnachten und am Hochfest der Verkündigung des Herrn sogar niederkniet, ist mit besonderem Feingefühl vertont worden.

Um der Gemeinde die Beteiligung zu erleichtern, wird im deutschen Sprachraum häufig das kürzere Apostolische Credo gebetet. Es ist das Taufbekenntnis der römischen Kirche. Mit ihm antworten wir auf das Wort Gottes und bekräftigen unsere Einheit im Glauben.



## 15. Die Fürbitten

Zu den großen Entdeckungen der jüngsten Liturgiereform gehören zweifellos auch die Fürbitten. Sie wurden seit dem Frühmittelalter zunehmend aus der hl. Messe verdrängt, lebten aber in der Frömmigkeit des Volkes in unterschiedlichen Formen immer wieder auf. Dabei gehören die Fürbitten zu den ursprünglichsten Teilen der Eucharistiefeyer. Sie werden schon von Justin dem Märtyrer Mitte des 2. Jahrhunderts in seiner Verteidigungsschrift an den Kaiser Antoninus Pius erwähnt. Damals wurden die Katechumenen (Taufbewerber) nach der Homilie aus dem Gottesdienst entlassen. Am Allgemeinen Gebet nahmen also nur mehr jene teil, die getauft waren. Denn der Getaufte ist als Glied der Kirche – des Leibes Christi – Brückenbauer zwischen der irdischen und der himmlischen Welt. Christus trägt das Gebet der Menschen zu Gott und das Erbarmen Gottes zu den Menschen.

Die Fürbitten am Karfreitag spiegeln noch die alte römische Ordnung des Allgemeinen Gebets: Der Diakon lädt die Gläubigen zum Gebet ein und nennt das Anliegen. Anschließend knien alle nieder, um in Stille zu beten. Dann fasst der Vorsteher die Bitten der Gläubigen in einer Oration zusammen. In der Ostkirche hingegen hat sich schon früh die Form der Ektenie verbreitet: Der Diakon nennt in aller Kürze das Anliegen, das mit dem Kyrie eleison des Volkes be-

antwortet wird (Kyrie-Litanei). Wer eine slawische Liturgie im byzantinischen Ritus besucht, wird das inständige *Gospodi pomiluj* (Herr, erbarme dich) lange nicht vergessen.

In beiden Formen des Gebetes der Gläubigen wird großer Wert auf die Beteiligung des Volkes gelegt. In diesem Sinne betont die Grundordnung des Messbuchs, dass die Gläubigen in den Fürbitten ihr priesterliches Amt ausüben. Durch die Taufe gehören sie dem priesterlichen Gottesvolk an (1 Petr 2,9). Als solches stehen sie nun stellvertretend für alle Menschen vor Gott und treten für sie ein. An der Eucharistiefeyer nehmen wir also nicht nur für uns selbst teil. Jede noch so kleine Gemeinschaft tritt mit ihrem Dank und ihren Bitten im Namen der gesamten Kirche und für die ganze Welt vor Gott. Damit wird deutlich: Die Fürbitten sind, wie der Name schon sagt, zuerst ein Gebet für andere, nicht für die eigenen Belange. In manchen Pfarrkirchen liegt ein Fürbittbuch auf, in das die Besucher im Laufe der Woche ihre Sorgen und Anliegen schreiben. Am Sonntag wird dann am Ende der Fürbitten in diesem Sinne gebetet. Ein schönes Zeichen für die Berufung der Christen, auch im Beten solidarisch zu sein.

Das Bittgebet ist ein Testfall unseres Glaubens. Trauen wir es Gott wirklich zu, auch heute die Geschicke dieser Welt zum Guten zu wenden? Sprechen nicht die Fakten, die uns

tächlich in den Nachrichten vor Augen geführt werden, eine andere Sprache? Das Messbuch gibt uns einen ersten Hinweis. An erster Stelle steht nicht die Frage, wofür wir beten. Wichtig ist hingegen, für wen. Für-bitte zu halten, heißt, jemandem seine Stimme zu leihen und für seine Anliegen im Gebet Partei zu ergreifen.

Die Fürbitten werden auch das „Allgemeine Gebet“ genannt. Wenn die Gemeinde die Liturgie des Wortes beschließt, soll sie die ganze Welt in den Blick nehmen, wie auch das Wort Gottes für alle Menschen bestimmt ist. Um diese Perspektive nicht aus dem Auge zu verlieren, legt die Grundordnung des Römischen Messbuches einige Anliegen fest:

#### *Für die Belange der Kirche*

Den Hintergrund können konkrete Erfahrungen bilden: Wie schwer es heute fällt, Menschen mit der christlichen Botschaft zu erreichen oder die halb leeren Kirchenbänke in vielen Gemeinden; aber auch das Mühen um die Einheit der Christen, eine heikle Pastoralreise des Papstes oder aber, dass Christen um ihres Glaubens willen verfolgt werden, all das gibt Anlass zum Gebet.

#### *Für die Regierenden*

Zu denken ist nicht nur an die Mächtigen in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur, sondern auch an soziale

Spannungen, Arbeitslosigkeit und an aktuelle Ereignisse wie eine Klimakonferenz, Friedensverhandlungen, ...

*Für alle von verschiedener Not Bedrückten*

Not, wie etwa Hunger, mangelnde Bildung und unzureichende medizinische Versorgung, ist ein Ergebnis ungleicher Verhältnisse und Entscheidungen. Oft kann das Elend jedoch nicht unmittelbar auf schuldhaftes Verhalten zurückgeführt werden, denken wir etwa an eine lebensbedrohende Krankheit, seelische Nöte, Katastrophen, ...

*Für die Ortskirche*

Nun kommen auch die Anliegen der eigenen Diözese und Pfarre in den Blick: dass es immer weniger Priester gibt, dass es immer schwerer wird, Menschen zu bewegen, die Kirche mitzutragen, Flüchtlinge, die in der unmittelbaren Umgebung beherbergt werden, ...

*Für das Heil der ganzen Welt*

Wir dürfen uns nicht der Illusion hingeben, dass alles gut wird, wenn in Politik und Wirtschaft das Gute getan wird. Heil sein bedeutet mehr als in Frieden und Wohlstand zu leben. Es geht um geglücktes Miteinander – der Menschen untereinander, aber auch der Menschen mit Gott. Wer um das Heil der Welt betet, bittet den himmlischen Vater mit den Worten Jesu: „Dein Reich komme!“ (Mt 6,10).



## IV. DIE EUCHARISTISCHE LITURGIE

---

## 1. Am Tisch des Herrn versammelt

Nach dem Allgemeinen Gebet, den Fürbitten, beginnt der zweite Hauptteil der Messfeier, die eucharistische Liturgie. Schon im Alten Testament werden die Verkündigung des Wortes Gottes und das Bundesmahl verknüpft: Mose verkündet den Israeliten die Weisung Gottes. Dann werden Opfertiere geschlachtet. Mit dem Blut besprengt Mose zum Zeichen des Bundes das Volk. Nun steigt er mit den Ältesten Israels auf den Berg, wo sie im Angesicht Gottes essen und trinken (Ex 24,3-11).

Die eucharistische Liturgie hat ihre Wurzeln im Letzten Abendmahl. Jesus ist im doppelten Sinne ihr Stifter. Zum einen, weil er seinen Jüngern aufgetragen hat: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ (Lk 22,19). Zum anderen, weil er bei diesem Mahl sein eigenes Pascha – Leiden, Tod und Auferstehung – vorwegnimmt. Somit ist die Eucharistiefeier von der Form her ein rituelles Mahl. Das Letzte Abendmahl Jesu ist nämlich gemäß der Darstellung von Matthäus, Markus und Lukas ein Paschamahl. Das Volk Israel versammelt sich, um des Auszugs aus Ägypten zu gedenken. Jesus deutet bei dieser Feier die bevorstehenden Ereignisse, seinen Tod und seine Auferstehung, in diesem Lichte. Sie sind Ausdruck seiner Hingabe an Gott, für uns Menschen. Daher ist die Eucharistiefeier vom Inhalt her ein Opfer, weil in

ihr die Hingabe Jesu für uns Menschen gegenwärtig wird. Das Gedächtnis im biblischen Sinne ist aber nicht nur ein Vorgang, der die menschliche Vernunft betrifft. Wir werden hineingenommen in die Hingabe Jesu und schöpfen aus ihr die Kraft, als Glaubende unseren Weg zu beschreiten (2 Kor 5,7).

So unterschiedlich sich die einzelnen Teile der eucharistischen Liturgie im Laufe der Zeit auch entwickelt haben – bei den Byzantinern, Kopten, Armeniern, in Gallien, Spanien und Rom – im Kern ist allen Formen das Letzte Abendmahl Jesu wie ein Wasserzeichen eingeprägt. Jesus nahm am Abend vor seinem Leiden Brot, sprach das Dankgebet, brach das Brot und reichte es den Aposteln (Lk 22,19). Die Hauptteile der Eucharistiefeyer entsprechen dem, was Jesus getan hat. Bei der Gabenbereitung bringen die Gläubigen Brot und Wein zum Altar, die Gaben, die Jesus in seine Hände genommen hat. Danach sagt die Kirche Gott im Eucharistischen Hochgebet Dank. Während die Gläubigen das „Lamm Gottes“ singen, teilt der Vorsteher das Brot, wie Christus es gebrochen hat, und reicht es den Gläubigen zur Kommunion. Nehmen – danken – brechen – geben bilden also einen Zusammenhang. Wenn die Kirche dies tut, gedenkt sie des Todes und der Auferstehung Christi, bis er kommt in Herrlichkeit.



## 2. Der Altar

Nach der Liturgie des Wortes verlagert sich das Geschehen vom Ambo zum Altar. Er ist von nun an das Zentrum der Feier. Jesus hat die Eucharistie im Rahmen eines Mahles gestiftet. Daher ist der Altar der Tisch des Herrn, um den sich das Volk Gottes versammelt. Als solcher bildet er den Mittelpunkt im liturgischen Raum, was jedoch nicht heißt, dass er genau in der Mitte stehen muss. An ihm spricht der Vorsteher das zentrale Gebet der Eucharistiefeier. Somit ist er auch der Kristallisationspunkt christlichen Betens schlechthin.

Zunächst hat man auf tragbaren hölzernen Tischen die Eucharistie gefeiert. Mit dem Bau der Basiliken ging man dazu über, die Altäre aus Stein zu errichten, jedoch immer noch in der Gestalt eines Tisches. Um ihre Bedeutung hervorzuheben, wurden sie häufig mit einem Ziborium überbaut oder mit kostbarem Schmuck aus Stoff (Antependium), Edelmetall oder Stein versehen.

Gemäß der Grundordnung des Römischen Messbuchs soll die Altarplatte nach Möglichkeit aus Stein gefertigt sein, der auf Christus, den lebendigen Stein, verweist (1 Petr 2,4). Daher wird der Altar vom Bischof im Zuge der Weihe mit Chrisamöl gesalbt. Er ist ein Zeichen Christi, des Gesalb-

ten, und seiner Hingabe am Kreuz. Aus diesem Grund soll sich in der Nähe des Altares oder auf dem Altar selbst ein Kreuz befinden. Kreuz und Altar bilden eine Einheit. Der Altar ist nämlich nicht nur der Tisch, um den sich die Gemeinde versammelt, sondern auch der Ort, an dem die Lebenshingabe Christi vergegenwärtigt wird. Daher auch der Name Altar, abgeleitet vom lateinischen „adolere“, verbrennen. Freilich ist der Altar kein Opferstein. Die vielen Opfer sind in dem einen Opfer Christi, seinem Tod am Kreuz, vollendet. Christus hat uns zum Gedächtnis seiner Hingabe am Kreuz keinen Opferritus hinterlassen. Dieser müsste ja die Vernichtung der Opfergaben beinhalten (verbrennen oder verschütten). Sein Lebensopfer aber wird gegenwärtig in den Gestalten von Brot und Wein, seinem hingegebenen Leib und seinem vergossenen Blut, versehen mit dem Auftrag, zu essen und zu trinken, um seine Gemeinschaft zu erfahren.

Als Ort der Hingabe wurden die Altäre bald mit den Gräbern der Märtyrer vereint. Der Altar im Petersdom befindet sich zum Beispiel über dem Grab des Apostels. Daraus hat sich der Brauch entwickelt, die Altäre mit Reliquien von Märtyrern, später auch von Heiligen, zu versehen. Ihr Tod ist nämlich die innigste Form der Verbindung christlichen Lebens mit dem, was in der Eucharistie im Zentrum steht – der Hingabe Jesu am Kreuz.

### 3. Die Gabenbereitung: Er nahm das Brot

Die Gabenbereitung entspricht dem Tun Jesu beim Letzten Abendmahl, das mit den Worten „er nahm das Brot“ umrissen wird. Vermutlich ist Jesus mit seinen Jüngern im Halbkreis um den Tisch gelegen. In der Mitte befanden sich die Speisen. Es war die Aufgabe des Hausvaters, das Brot und den Wein zu nehmen, zu segnen und zu verteilen.

Die Gabenbereitung besteht demgemäß aus drei Handlungen: Die Gaben von Brot und Wein werden zum Altar gebracht. Dort werden sie vom Vorsteher niedergestellt. Dies ist ein geistliches Geschehen. Es wird also durch ein Gebet abgeschlossen und gedeutet. So stellt sich der erste Akt der eucharistischen Liturgie in alten römischen Quellen dar. Mit der Zeit ranken sich um diesen Kern eine Reihe von rituellen Handlungen, Gesängen und Gebeten. So war das Bereitstellen von Brot und Wein zunächst ein sehr schlichter Gestus. Später erwuchs daraus eine große Prozession der Gläubigen mit ihren Gaben. Um ihnen die innere Anteilnahme zu erleichtern, fügte man an dieser Stelle das Offertorium, den Gesang zur Gabenbereitung, ein. Durch begleitende Gebete und Riten (Beräucherung etc.) wurde dieser Teil immer mehr entfaltet, bis man zuletzt schon vom „kleinen Kanon“ sprach.

Bevor wir uns den einzelnen Teilen der Gabenbereitung zuwenden, gilt es jedoch zu klären, wie dieser Abschnitt der Messfeier am besten benannt werden kann. In älteren Gebetbüchern finden wir die Bezeichnung „Opferung“. Im Messbuch wird jedoch der Begriff „Gabenbereitung“ bevorzugt. Es drängt sich somit die Frage auf, ob die Gläubigen in diesem Teil der Messe ihr Opfer darbringen oder die Gaben für die Eucharistie bereiten. Im Lateinischen heißt die Gabenbereitung „Offertorium“. Die Bezeichnung ist vor und nach dem Konzil dieselbe geblieben. Das Wort „offerre“ wird mit „darbieten, anbieten (Offert), zur Verfügung stellen“ übersetzt. Das deutsche Wort „Opfer“ kommt jedoch vom lateinischen „operari“, nicht von „offerre“. Im kultischen Zusammenhang bedeutet es „einer Gottheit dienen, opfern“. In diesem Sinne ist das Wort „Gabenbereitung“ klarer als der Begriff der „Opferung“. Nicht Brot und Wein sind das Opfer, das wir darbringen. Es sind unser Dank und unsere Hingabe an Gott, die sich mit der Hingabe Christi am Kreuz verbinden. Da Brot und Wein Ausdruck unseres Lebens sind, Gaben der Schöpfung und Ausdruck unserer Arbeit, sind jedoch in diesen Zeichen unser Einsatz und unser Opfer bereits sichtbar. So kann man die Gabenbereitung auch als Opferung verstehen. Sie kommt jedoch erst im Eucharistischen Hochgebet an ihr Ziel.

## 4. Das Herbeibringen der Gaben

Für gewöhnlich erleben wir das Herbeibringen der Gaben in dieser Form: Nach den Fürbitten gehen die Ministranten zur Kredenz. Sie tragen den Kelch, die liturgischen Tücher, das Messbuch und eben auch die Gaben von Brot und Wein zum Altar. Den Ministranten kommt an dieser Stelle des Gottesdienstes also eine besondere Bedeutung zu. Immerhin vertreten sie die Gemeinde. In ihrem Namen bringen sie das Brot und den Wein. Um dies innerlich mitvollziehen zu können, bedarf es freilich einer gewissen Kenntnis der Zusammenhänge. Blicken wir daher kurz in die Geschichte.

Beim Letzten Abendmahl Jesu hat man das Brot und den Wein vermutlich schon vor der Feier bereitgestellt. Gut 120 Jahre später erwähnt Justin der Märtyrer, dass sie nach dem Allgemeinen Gebet und dem Friedenskuss von den Gläubigen herbeigebracht wurden. Dies galt als Privileg der Getauften. Sie durften im Zuge ihrer Tauffeier das erste Mal Brot und Wein zum Altar bringen und den Leib des Herrn empfangen. Wer sich durch schwere Schuld von der Kirche entfernte, verlor dieses Recht bis zur Feier der Versöhnung.

Das Herbeibringen der Gaben nahm in der christlichen Welt unterschiedliche Formen an. Mancherorts stellten die

Gläubigen die Gaben schon vor Beginn der Feier in einem Seitenraum der Kirche bereit. In Rom trugen sie die Gaben während des Gottesdienstes nach vor. Diakone nahmen sie in Empfang. Kaiser Konstantin hatte für die Hauptkirche Roms, die Lateranbasilika, sieben silberne Tische gestiftet, auf denen die Gaben niedergestellt werden konnten. Die Leute brachten nicht nur Brot und Wein für die Feier, sondern auch Öl, Wachs und anderes mit.

In späterer Zeit wurden die Gaben vom Klerus, an dessen Spitze der Papst stand, eingesammelt und zum Altar gebracht. Auch der Papst selbst stiftete zwei Brote. Es liegt in der Natur der Sache, dass man nur etwas von den Gaben für die Feier der Eucharistie benötigte. Der weit größere Teil wurde für die Versorgung des Klerus und der Armen verwendet.

Mit der Verstärkung und der Einführung der Geldwirtschaft kam der Brauch, Naturalien zu spenden, immer mehr ab. Man ersetzte die Sachspende durch eine Geldgabe. Mancherorts wird sie immer noch mit dem Klingelbeutel eingesammelt. Freilich ist damit der Bezug zum Brot und zum Wein, den Gaben des Volkes schlechthin, etwas aus dem Blick geraten, zumal sie die Ministranten in den meisten Fällen schon vor dem Einsammeln des so genannten „Opfergeldes“ herbeitragen. In manchen Gemeinden ist es jedoch gelungen, den Gang der Gläubigen mit den Gaben

zum Altar zu kultivieren und die heiligen Zeichen wieder zum Sprechen zu bringen. Ein besonders überzeugendes Beispiel sei nun kurz skizziert. Es entspricht dem Ideal, das in der Grundordnung des römischen Messbuchs dargelegt wird.

Nach der Liturgie des Wortes erklingt meditative geistliche Musik. Sie hilft den Gläubigen, sich innerlich auf den zweiten Hauptteil der Messe, die eucharistische Liturgie, einzustimmen. Während dessen sammeln Helferinnen und Helfer die Geldgaben ein (bei einer größeren Zahl von Gläubigen erfolgt dies aus Zeitgründen während dem Herbeibringen Gaben). Nun wird der Altar bereitet. Ein Ministrant breitet das Korporale, das Tuch auf dem die Hostienschale und der Kelch mit den eucharistischen Gaben stehen werden, auf dem Altar aus. Dann werden das Messbuch, das Kelchtuch (man verwendet es zur Reinigung der liturgischen Gefäße) und der Kelch herbeigebracht. Inzwischen ist das Einsammeln der Gaben beendet worden. Sie werden nun in einer Prozession zum Altar getragen: Vorne gehen die Helfer mit dem „Opfergeld“, anschließend zwei Gläubige mit dem Brot und mit dem Wein. Jetzt wird der Gesang zur Gabenbereitung angestimmt, um das Geschehen zu deuten, etwa: „Herr, wir bringen in Brot und Wein unsere Welt zu dir. Du schenkst uns deine Gegenwart im österlichen Mahl.“ Der Priester begibt sich an den Eingang des

Altarraums. Er nimmt die Geldgaben entgegen und legt sie vor dem Altar nieder. Dann werden ihm das Brot und der Wein gereicht. Ein Ministrant bringt ein Kännchen mit Wasser. Nun werden der Wein und das Wasser in den Kelch gegossen. Anschließend stellt der Priester die Hostienschale mit dem Brot und den Kelch mit dem Wein betend auf dem Korporale nieder.

Auf diese Art kommt zweierlei überzeugend zum Ausdruck. Erstens: Brot und Wein sind die Gaben der Gläubigen. Zweitens: Das Geld, das wir in das „Opferkörbchen“ legen, gehört ebenfalls zu diesen Gaben. Es steht für unsere Arbeit, die wir in dieser Form dem Wohl der Notleidenden widmen. Wie die beiden anderen Grundvollzüge der Kirche – die Verkündigung und der Gottesdienst – so hat auch der Dienst am Nächsten seinen Platz in der Eucharistiefeier. Jesus hat nämlich die Gebote der Gottesliebe und Nächstenliebe verbunden. Wer in die Kirche kommt, um Gott zu dienen, darf dabei den Armen nicht aus dem Blick verlieren. Daher hat das Teilen im Sinne des Teilhabenlassens an den Gütern dieser Erde ebenso seinen Platz im Gottesdienst wie das Gebet und der Lobpreis.



## 5. Der Gesang zur Gabenbereitung – Offertorium

Als sich das Herbeibringen der Gaben zu einer großen Prozession entfaltete, in der die Gläubigen mit ihren Gaben zum Altar zogen, wurde es notwendig, dieses Geschehen durch einen Gesang zu begleiten. Zum einen sollte damit vermieden werden, dass die mit dem Opfergang verbundene Unruhe die heilige Handlung störte. Zum anderen bot sich dadurch die Gelegenheit, diesen Teil der Liturgie zu deuten.

Der lateinische Name dieses Gesanges – Offertorium – steht zugleich für das Ganze, die Gabenbereitung. Es wurde schon früh von der Schola gesungen, um den Gläubigen die Teilnahme an der Gabenprozession zu erleichtern. Damit ergab sich die Möglichkeit, dieses Stück besonders kunstvoll zu gestalten. In der Regel wurden Psalmenverse vorgelesen, die durch einen Kehrvers gegliedert waren. Die Zahl der Verse richtete man an der Länge der liturgischen Handlung aus. Als die Gabenprozession mit der Zeit verkümmerte, blieb vom Psalm nur mehr der Kehrvers übrig. Er gehört bis heute zum so genannten Proprium der Messfeier. Das sind jene Gesänge, die textlich dem jeweiligen Anlass angepasst werden (im Gegensatz zum Ordinarium – Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus und Agnus Dei – mit feststehendem Wortlaut).

Das Offertorium ist also wie der Einzugsgesang und der Gesang zur Kommunion ein begleitendes musikalisches Element. Im Vordergrund steht die liturgische Handlung, in allen drei Fällen eine Prozession – der Zug der liturgischen Dienste zum Altar, der „Opfergang“ und schließlich der Weg der Gläubigen zur Kommunion. Daher ist bei der musikalischen Gestaltung ein gewisser Spielraum gegeben. Heute wird an dieser Stelle ein Lied bevorzugt, in dem das Geschehen geistlich gedeutet wird. Zu besonderen Zeiten und Festen kann auch ein Gesang gewählt werden, der dem Anlass entspricht. Zudem ist auch Instrumentalmusik nicht ausgeschlossen. An Werktagen kann die Gabenbereitung schließlich auch in gesammelter Stille ihre geistliche Kraft entfalten.

Besonderes Augenmerk verdient der Gesang, der für die Messe vom Letzten Abendmahl am Gründonnerstag vorgesehen ist, das „Ubi caritas et amor“. Er ist an der Schwelle des 9. Jahrhunderts entstanden und bringt das Wesentliche der Gabenbereitung auf den Punkt: Wo Güte ist und Liebe, wo Menschen teilen und für andere da sind, wohnt Gott. Die Liebe zu Gott lässt uns im Mitmenschen unseren Bruder und unsere Schwester erkennen. Daher kommen wir, wie ein anderer Kehrvers sagt, mit Jauchzen, um unsere Gaben zu bringen und andere teilhaben zu lassen an der Fülle, aus der wir selbst empfangen.

## 6. Vom Brot zur Hostie

Jesus hat beim Letzten Abendmahl Brot genommen, um es zu segnen. Dieser Gestus hat in der jüdischen Paschafeier, aber auch in anderen Mählern, seinen festen Platz. Das Brot war ungesäuert wie in jener Zeit, als die Israeliten Ägypten in aller Eile verlassen haben. Es ist das Brot der Wanderschaft aus der Knechtschaft in die Freiheit.

Brot ist in den Kulturen des Mittelmeerraums das Grundnahrungsmittel schlechthin. Es fehlt bei keiner Mahlzeit. Viele biblische Geschichten legen ein beredtes Zeugnis davon ab: die Erzählung von den Brüdern Josefs, die vom Hunger getrieben nach Ägypten zogen, um Getreide zu kaufen, vom Volk Israel, das in der Wüste mit Manna, dem Himmelsbrot, ernährt wurde, von Elija, den ein Engel mit Brot, das in glühender Asche gebacken war, stärkte, um vierzig Tage und vierzig Nächte zum Gottesberg Horeb zu wandern, ...

In den ersten Jahrhunderten wurde für die Eucharistie gewöhnliches, gesäuertes Brot verwendet, im Osten wie im Westen. Es unterschied sich zunächst nicht vom Brot, das man zu Hause verzehrte. Bei der Gabenbereitung wurde also ein Teil des Brotes, das von den Gläubigen herbeigebracht worden war, ausgesondert, um darüber das große Lob- und Dankgebet zu sprechen. Mit der Zeit wurde man jedoch

schon bei der Zubereitung des Brotes gewahr, dass es für einen besonderen Zweck bestimmt war. So ist es heute in der Ostkirche die Aufgabe des Priesters, das Brot für die Eucharistie zu backen. Die Gaben werden daher vom Klerus im so genannten „großen Einzug“ durch das Schiff in den Altarraum getragen.

Auch im Westen lassen sich ähnliche Entwicklungen beobachten. Ab dem 8. Jahrhundert bevorzugt man in Anlehnung an das Letzte Abendmahl jedoch das ungesäuerte Brot. Es wird aus reinem Weizenmehl und Wasser bereitet, gemäß dem Psalmwort „er sättigt dich mit bestem Weizen“ (Ps 147,14). Das Brot war jedoch noch so groß, dass man es in mehrere Teile brechen konnte. Da die Gläubigen ab dem frühen Mittelalter aus Furcht, nicht würdig zu sein, immer seltener die Kommunion empfangen, wurden auch die Brote kleiner. Zudem entwickelte sich der Brauch, für die Gläubigen kleinere Oblaten herzustellen. So konnte man vermeiden, dass durch das Brechen unnötig viele Partikel entstanden. Man nannte sie im Blick auf ihre Bestimmung Hostien (Opfergaben), obwohl sie streng genommen erst durch die Konsekration dazu werden. Dabei ist es bis heute geblieben, wenngleich die Grundordnung des Messbuches verlangt, die Hostie müsse tatsächlich als Speise erkennbar und so beschaffen sein, dass sie der Priester in mehrere Teile brechen kann.

## 7. Wein, der das Herz des Menschen erfreut

Um zu leben, muss man trinken. Quellwasser ist für den Menschen der Bibel etwas Kostbares und Köstliches. Es hält uns, wie das Brot, am Leben. Wein ist zum Leben nicht notwendig. Man kann (und soll) den Durst mit Wasser löschen. Doch der Mensch lebt nicht nur, um zu überleben. Er kann sich am Leben erfreuen und strebt nach Höherem. So ist auch im Paschamahl, bei dem Jesus über den Kelch den Segen spricht, der Wein Ausdruck der festlichen Freude über die Rettung, den Übergang von der bitteren Knechtschaft Ägyptens zum Überfluss des gelobten Landes.

Jesus hat beim Letzten Abendmahl Rotwein verwendet. So ist es in der Ostkirche bis heute geblieben. Er weist nämlich aufgrund seiner Farbe deutlicher auf das Blut hin. Im Westen gab man spätestens in der Neuzeit dem Weißwein den Vorzug, wohl auch im Blick auf die schwer zu reinigenden Kelchtücher, die ab dem 16. Jahrhundert in keiner Sakristei mehr fehlen dürfen. Rotwein wird jedoch nicht ausgeschlossen. Im Altertum war es Brauch, den schweren mediterranen Wein mit Wasser zu mischen. So ist es auch in der Eucharistiefeyer üblich. Mit der Zeit hat diese Gepflogenheit im alltäglichen Leben zwar an Bedeutung verloren, in der Messfeier wurde sie jedoch aus Treue zur Überlieferung bewahrt. Schon bald versuchte man dieses Geschehen

geistlich zu deuten. Cyprian von Karthago sieht darin zum Beispiel ein Bild für die Verbindung Christi mit den Gläubigen. Heute betet der Priester oder Diakon, während er das Wasser in den Wein gießt, dieser Kelch möge uns teilhaben lassen an der Gottheit Christi, der unsere Menschennatur angenommen hat. In dieser Bitte verbirgt sich wohl ein altes Gebet aus der Weihnachtszeit.

In mittelalterlichen Messerkklärungen sah man im Wasser ein Zeichen für die Kirche. In der Eucharistie wird also nicht nur Christus, für den der Wein steht, sondern auch die Kirche dargebracht. Aus diesem Grund hat Luther die Beimischung von Wasser als unpassend empfunden. Im Gegenzug dazu hat das Konzil von Trient diesen Brauch ausdrücklich bestätigt und verteidigt. Für die Ostkirche wurden im Umfeld der Auseinandersetzungen um die beiden Naturen Christi Wasser und Wein zum Bild für seine menschliche und göttliche Natur. Die Armenier, seit je her die göttliche Natur Christi betonend, lehnten es daher ab, den Wein mit Wasser zu vermengen und zogen es vor, die Eucharistie mit reinem Wein zu feiern. So zeigt sich an einer schlichten Handlung im alltäglichen Leben Palästinas – der Mischung von Wein mit Wasser – das mühsame Ringen um die Einheit im Glauben.

## 8. Die Darstellung der Gaben auf dem Altar

Das Herbeibringen der Gaben und ihre Darstellung auf dem Altar bilden den Kern der Gabenbereitung. Dies entspricht dem Tun Jesu, der das Brot und den Kelch mit Wein in seine Hände nahm. In der alten römischen Messe ist dieser Ritus in seiner Schlichtheit wohl sehr beeindruckend gewesen. Ein Teil des von den Gläubigen beigebrachten Brotes und Weines wurde für die Feier ausgesondert und vom Vorsteher in Stille auf den Altar gelegt. Nördlich der Alpen regte sich jedoch bald der Wunsch, dieses Geschehen durch eine Reihe von Gebeten zu begleiten. Vielfach wurden dabei schon zentrale Motive des Eucharistischen Hochgebetes vorweggenommen, weshalb man diesen Teil mitunter sogar den „kleinen Kanon“ nannte. Im Zuge der letzten Liturgiereform war man deshalb bestrebt, an der ursprünglichen Gestalt anzuknüpfen. Daher spricht der Priester die begleitenden Gebete leise. Dabei hält er die Schale mit dem Brot und den Kelch leicht erhoben über dem Altar, um sie anschließend auf dem Korporale niederzustellen. Am Ende dieser Handlung verneigt er sich und bittet Gott um die Annahme der Gemeinde mit ihrem Opfer.

Das Gebet zur Darstellung der Gaben erinnert in seinem Aufbau an Segnungen, die auch Juden sprechen, wenn sie Gott zu Beginn einer Mahlzeit für das Brot und den Wein

danken. Unsere Nahrung ist eine Gabe des Schöpfers, die Frucht der Erde. Brot wächst jedoch nicht auf Halmen. Das Getreide muss erst in einer Reihe von Tätigkeiten dazu verarbeitet werden. Daher ist das Brot auch die Frucht menschlicher Arbeit. Dasselbe gilt für den Wein. Beides kommt also in diesen Gaben zusammen – Natur und Kultur, Schöpfung und menschliches Schaffen. So bringt es auch der Psalmist zum Ausdruck: Das Vieh lebt von den Pflanzen, die Gott wachsen lässt. Der Mensch aber baut die Pflanzen an, denen Gott Wachstum verleiht, um aus ihnen Nahrung zu gewinnen (Ps 104,14f.). Er führt damit das Werk des Schöpfers fort. Somit sind Brot und Wein Zeichen für unser menschliches Dasein. Wir leben aus der Zuwendung Gottes. Unser Leben ist zuallererst Gabe und Gnade. Durch unsere Arbeit nehmen wir als Ebenbild Gottes teil an seinem schöpferischen Werk. Das unterscheidet uns Menschen von allen anderen Geschöpfen. Dies bringen wir nun als unseren Beitrag in die Eucharistiefeier ein. Wir stellen das Brot und den Kelch mit Wein stellvertretend für uns selbst, unser Leben und Tun, vor das Angesicht Gottes. Durch sein Wirken sollen sie uns nun zum Brot des Lebens und zum Kelch des Heiles werden.



## 9. Die Beräucherung

Im Anschluss an die Bereitung der Gaben kann sie der Vorsteher beräuchern. Auch der Altar, das Kreuz, der Priester und die Gemeinde werden inzensiert. Wenn der Vorsteher das Weihrauchfass kreisförmig um die Gaben, die bereits am Altar stehen, schwingt, und der Weihrauch nach oben steigt, wird vorweggenommen, was gemäß dem Psalmwort im Eucharistischen Hochgebet geschehen soll: „Wie Weihrauch steige mein Gebet vor dir auf“ (Ps 141,2). Wie der Weihrauch sollen sich also Lobpreis, Dank und Bitte zu Gott erheben und seine Gnade soll auf uns herabkommen. An der Decke angekommen, beginnt sich die Weihrauchwolke nämlich wieder herabzusenken und wird so ein Bild für das Erbarmen Gottes. An winterlichen Vormittagen, wenn die Sonne durch die Fenster des Presbyteriums scheint, lässt sich dieser Vorgang oft wunderbar beobachten und lädt die Gläubigen ein, mit ihrem Gebet dem Weihrauch im Geiste zu folgen.

Weihrauch dient aber auch dazu, jemandem die Ehre zu erweisen. Die Gemeinde steht als königliche Priesterschaft (1 Petr 2,9) vor Gott, um nicht nur für sich selbst, sondern für die gesamte Schöpfung Dank zu sagen. In diesem Sinne ist die Beräucherung Ausdruck der priesterlichen Würde des Volkes Gottes. Der Priester aber wird in der Person Christi,

des Hauptes der Kirche, jenes Gebet sprechen, durch das der Herr in den Gestalten von Brot und Wein gegenwärtig wird. Die Beräucherung von Priester und Gemeinde ist also alles andere als eine „Beweihräucherung seiner selbst“. In ihr wird vorweggenommen, was wenig später den Beginn des Eucharistischen Hochgebetes bezeichnet, nämlich die Zusage der Gegenwart Christi im Priester und in der Gemeinde: „Der Herr sei mit euch. – Und mit deinem Geiste.“ So gilt die Beräucherung von Priester und Gemeinde letztlich Christus, der in ihnen gegenwärtig ist. Die Ehre gilt aber auch den Zeichen, die auf die Hingabe Christi hinweisen, aus der diese Feier lebt – dem Kreuz und dem Altar.

Schließlich ist Weihrauch auch ein Zeichen der Verwandlung. Die Weihrauchkörner werden erst durch die Glut zu duftendem Rauch. Damit bringen sie einen wichtigen Aspekt der Eucharistie zum Ausdruck. Sie gründet im Pascha Christi, in seinem Leiden und Sterben. Gott aber hat die Hingabe seines Sohnes am dritten Tag in neues, ewiges Leben gewandelt. Der Weihrauch lädt uns also ein, als ganze Person in dieses Geschehen einzugehen, um in Christus eine neue Schöpfung zu werden (2 Kor 5,17).

## 10. Herr, wasche ab meine Schuld

Nach dem Niederstellen der Gaben auf dem Altar und der Beräucherung wäscht sich der Priester die Hände. Dieser Brauch hat zwei Wurzeln. Mancherorts müssen wir von einem praktischen Hintergrund ausgehen. Bei der Gabenbereitung nahm der Vorsteher allerlei Dinge in Empfang. So wurden die Hände verunreinigt. Daher war es nötig, sie zu waschen. Andererseits hat die Händewaschung in einigen Regionen schon vor der Gabenbereitung stattgefunden. Ein praktischer Grund ist also auszuschließen. In diesem Fall wird der Ritus wohl von Beginn an jene symbolische Bedeutung gehabt haben, die auch heute noch das Geschehen prägt.

Viele Religionen gehen davon aus, dass es der Vorbereitung bedarf, um dem Heiligen zu begegnen. So förderten Archäologen an der Südseite des Tempelberges in Jerusalem zahlreiche rituelle Badeanlagen zu Tage. Dort konnten sich die Pilger reinigen, bevor sie in den Tempel zogen, um zu beten. An derselben Stätte waschen sich heute Muslime fünf Mal täglich das Gesicht, die Hände und die Füße, bevor sie dem Gebetsruf des Muezzin folgen. Ähnliches gilt für die Christen im Altertum. Hippolyt von Rom erwähnt, man habe sich vor dem Gebet stets die Hände gewaschen. Zudem stand im Atrium frühchristlicher Basiliken ein

Brunnen, an dem man sich reinigen konnte. Bis heute machen wir mit dem Weihwasser am Eingang der Kirche ein Kreuzzeichen und werden so gewahrt, dass wir eine Schwelle überschreiten. Offenbar verbindet die Religionen also eine gewisse Scheu, vor Gott zu treten. Wer kann im Angesicht der Heiligkeit Gottes bestehen? Wohl nur jener, der gemäß dem Psalmisten „reine Hände hat und ein lauterer Herz“ (Ps 24,4). Dies soll durch die Waschung der Hände zeichnerhaft zum Ausdruck kommen.

Im Messbuch von Trient war als begleitendes Gebet ein Psalmenvers vorgesehen, in dem der Priester bekennt: „Ich wasche meine Hände in Unschuld, ich umschreite, Herr, deinen Altar, um laut dein Lob zu verkünden ...“ (Ps 26,6-7). Heute ist dieser Teil der Messfeier eher schlicht gestaltet. Damit wird deutlich, dass er nicht im Zentrum der Gabenbereitung steht. Der Priester wäscht an der Seite des Altares die Hände und betet dazu leise einen Vers aus dem Psalm 51, dem großen Bußpsalm der Kirche: „Herr, wasche ab meine Schuld, von meinen Sünden mach mich rein“ (Ps 51,4). Man fühlt sich an das weiße Taufkleid erinnert. Es ist uns mit dem Auftrag übergeben worden, die in der Taufe erlangte Würde für das ewige Leben zu bewahren. Mit dieser Haltung treten nun der Vorsteher und die Gemeinde in den innersten Kreis der Feier.

## 11. Das Gabengebet

Mit dem Gabengebet erreicht die Bereitung der Gaben ihren Abschluss. In der altrömischen Messe war es das einzige Gebet in diesem Teil der eucharistischen Liturgie. Alle anderen begleitenden Gebete sind erst in späterer Zeit hinzugekommen. Die Aufforderung des Priesters „Betet, Brüder und Schwestern, dass mein und euer Opfer Gott, dem allmächtigen Vater, gefalle“ taucht zum Beispiel im 9. Jahrhundert das erste Mal als Bitte des Vorstehers an die umstehenden Kleriker auf, für ihn zu beten, bevor er in den heiligsten Kreis der Feier eintritt. Wie sie zu beten haben, wird zunächst nicht überliefert. Bereits im Hochmittelalter ist deutlich, dass mit den Brüdern alle Gläubigen gemeint sind, da in vielen Messbüchern auch die Schwestern ausdrücklich zum Gebet geladen sind. Mit der Zeit wurde auch die Antwort des Klerus bzw. des Volkes normiert. Sie konnte aus einigen Versen des Psalms 20 bestehen. Das uns geläufige „Der Herr nehme das Opfer an aus deinen Händen zum Lob und Ruhm seines Namens, zum Segen für uns und seine ganze heilige Kirche“ ist zunächst im italischen Raum belegt und fand schließlich Eingang in das Römische Messbuch. Allmählich wurde es jedoch nur mehr von den Ministranten rezitiert, bis es die liturgische Bewegung vor dem Konzil als Akklamation des Volkes entdeckte. Vom Inhalt her erscheint dieser Teil leicht als Verdoppelung des

Gabengebets. Deshalb sind im Messbuch für das deutsche Sprachgebiet von 1975 zwei weitere Gebetseinladungen vorgesehen, die ohne Antwort des Volkes direkt in das Gabengebet münden.

Das Gabengebet wurde früher *secreta* genannt. Der Priester hat es nämlich leise, aber mit ausgebreiteten Armen gesprochen. Daher gehört es mit dem Tagesgebet und dem Schlussgebet zu den Amtsgebeten des Vorstehers. Es entspricht ihnen im Aufbau und in der Sprache. Im Kern befindet sich die Bitte um die Annahme der Gaben. Sie stehen für die Hingabe der Gläubigen und ihre Bereitschaft zu einem Leben in Glauben und Liebe. Im Gabengebet – es entspricht dem jeweiligen Anlass – wird also abschließend in Worte gefasst, was in der Gabenbereitung zeichenhaft zum Ausdruck gekommen ist. So heißt es etwa zu Fronleichnam: „Herr, unser Gott, wir bringen das Brot dar, das aus vielen Körnern bereitet, und den Wein, der aus vielen Trauben gewonnen ist. Schenke deiner Kirche, was diese Gaben geheimnisvoll bezeichnen: die Einheit und den Frieden. Darum bitten wir durch Christus unseren Herrn.“ Die Gläubigen beteiligen sich durch die gemeinsame Körperhaltung – das Stehen – am Gebet und bekräftigen es mit dem „Amen“.

## 12. Das Eucharistische Hochgebet: Er sprach den Lobpreis

Wenn die Gaben bereitet sind, beginnt das Eucharistische Hochgebet. In der Messe wird zwar einige Male gebetet, die Mitte und der Höhepunkt der Feier aber ist ohne Zweifel die Danksagung über den Gaben von Brot und Wein. Sie entspricht nämlich dem Tun Jesu beim Letzten Abendmahl – er nahm das Brot und „sprach den Lobpreis“ bzw. „das Dankgebet“ (Mk 14,22-23).

Die ersten drei Evangelien stellen diese denkwürdige Feier als Paschamahl dar. Jesus feiert mit seinen Jüngern die Befreiung des Volkes Israel aus der Knechtschaft Ägyptens. Es werden Speisen verzehrt, die an diese Ereignisse erinnern. Das ohne Zugabe von Sauerteig gebackene Brot lässt zum Beispiel daran denken, dass die Israeliten das Land der Unterdrückung hastig verlassen haben. Der Wein aber ist Ausdruck der Freude über die Rettung. Man isst und trinkt und gedenkt so der großen Taten Gottes, der aus dem Dunkel in das Licht und aus der Bedrängnis zur Freude führt. Als Herr der Jünergemeinschaft kommt es Jesus zu, den Segen zu sprechen und die Gaben zu verteilen.

Der Wortlaut des Gebetes Jesu wird von den Evangelisten nicht überliefert. Durch jüdische Quellen können wir jedoch

nachvollziehen, wie man Gott für die Gaben und die Wohltaten der Vergangenheit gedankt hat. Das ist der Boden, in dem die Hochgebete der Messfeier verwurzelt sind. Spätere Generationen haben neue Wege gefunden, Gott zu loben. Sie haben auch das Leben Jesu, seine Hingabe am Kreuz und die Auferstehung in die Danksagung aufgenommen. So haben die Hochgebete der alten Kirche allmählich ihre Gestalt bekommen und diese durch die Jahrhunderte hindurch bewahrt.

Zunächst wurde das Eucharistische Hochgebet mit demselben Namen bedacht, den die gesamte Feier trägt – eucharistia. So wird deutlich, worin das Herzstück der Messfeier besteht – in der Danksagung und im Lobpreis der göttlichen Taten. In der griechisch geprägten Kirche des Ostens bürgerte sich der Name Anaphora ein. Damit wird die Aufforderung zu Beginn des Gebetes – „Erhebet die Herzen“ – zum Programm für das Ganze erhoben. Die Bitten und Gebete werden vor Gott getragen. Für den Moment befinden sich unsere Herzen dort, wo gemäß dem Apostel Paulus unsere Heimat ist – beim himmlischen Vater. Im Westen wurde schließlich das Wort Kanon geprägt. Es ist auch aus anderen Zusammenhängen geläufig – man denke nur an den Kanon der biblischen Bücher – und bezeichnet das Normierende. Die Gemeinde fügt sich ein in die allumfassende Gemeinschaft der Gläubigen und ihre Ordnung, Gott zu danken. Ihr Gebet ist also das Gebet der Kirche.



### 13. Der Römische Kanon und die Hochgebete

Im Zentrum der Messfeier steht uns ein reicher Schatz an Gebeten zur Verfügung, der mancherorts noch darauf wartet, gehoben zu werden. Den vier Hochgebeten des Messbuchs von 1970 wurden später noch Hochgebete für besondere Anliegen, für Kinder und für Messfeiern mit Gehörlosen hinzugefügt.

Viele Jahrhunderte lang wurde in der katholischen Kirche nur ein Hochgebet verwendet, der so genannte Römische Kanon. Wesentliche Teile davon werden bereits in den Schriften des heiligen Ambrosius erwähnt. Im 5. Jahrhundert dürfte er seine heutige Form erhalten haben. Sein wesentlichstes Merkmal ist die kunstvolle Komposition. Alle Elemente reihen sich spiegelbildlich um die Konsekration der Gaben, auch Wandlung genannt. Daher ist der Weg dahin auch relativ lang, begleitet von Fürbitten, der Nennung von Heiligen und der Bitte um die Annahme der Gaben. Heute ist dieser Kanon das erste von vier Hochgebeten, jenes mit der wohl prägendsten Geschichte, wengleich es vielerorts nur mehr selten zu hören ist.

Im Zuge der Liturgiereform wurden dem Römischen Kanon drei weitere Hochgebete hinzugefügt. Sie sind jedoch nicht wirklich neu, sondern schöpfen ihrerseits aus alten liturgischen Überlieferungen. Das zweite Hochgebet geht zum Beispiel auf die „*Traditio apostolica*“ zurück, die dem heiligen

Hippolyt von Rom zugeschrieben wird. Demnach ist es in seinen ältesten Teilen in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts entstanden. Es ist jenes Hochgebet, das in unseren Kirchen am häufigsten gesprochen wird – aufgrund seiner ehrwürdigen Tradition und wohl auch, weil es im Vergleich zu den anderen Vorlagen etwas kürzer ist.

Das dritte Hochgebet stellt den Versuch dar, den Römischen Kanon mit den Strukturgesetzen der altchristlichen Gebete zu verbinden. Auf dem Hintergrund biblischer Sprache wird vor allem der Gedanke des Opfers entfaltet. So knüpft der Lobpreis nach dem Heilig an die Verheißung des reinen Opfers durch den Propheten Maleachi an. Das Lamm, das geopfert wurde, ist die Quelle der Versöhnung zwischen Gott und Mensch.

Das vierte Hochgebet lässt uns schließlich teilhaben an der reichen liturgischen Überlieferung des christlichen Ostens. Es beginnt mit einem großen Lobpreis, in den sich das Heilig organisch einfügt. Dann spannt sich der Bogen des lobpreisenden Gedenkens von der Erschaffung der Welt bis hin zur Aussendung des Heiligen Geistes, der das Werk Christi auf Erden weiterführt. Daher ist die Präfation im Gegensatz zu den ersten drei Hochgebeten nicht austauschbar, sondern fester Bestandteil des Gebets. Es geht um das Ganze – und das in jeder eucharistischen Feier.

## 14. Erhebet die Herzen

Schon in der Einleitung zum Eucharistischen Hochgebet wird seine besondere Bedeutung sichtbar. Während andere Orationen mit einem gewöhnlichen „Lasset uns beten“ eröffnet werden, spricht der Vorsteher die heilige Versammlung zu Beginn der großen Danksagung gleich drei Mal an. Wie vor dem Evangelium, dem Höhepunkt des Wortgottesdienstes, geschieht dies zunächst mit dem biblischen Gruß „Der Herr sei mit euch“, den die Gläubigen mit den Worten „Und mit deinem Geiste“ erwidern.

Nun fordert der Priester oder Bischof die Gemeinde auf: „Erhebet die Herzen.“ Damit klingen die Worte Jesu aus der Bergpredigt an – „Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz“ (Mt 6,21). Spätestens in diesem Augenblick sollen die vordergründigen Sorgen und Nöte des Alltags an die zweite Stelle treten. Unsere wahre Heimat ist nämlich im Himmel, von wo wir Christus als unseren Retter erwarten (Phil 3,20). Unsere Herzen müssen bei ihm, dem Haupt der Kirche, sein. Nur so können wir Gott durch ihn und mit ihm und in ihm danken. Was jetzt geschieht, erfordert unsere ganze Konzentration. Dass es so ist, bestätigt die Gemeinde durch ihre Antwort: „Wir haben sie beim Herrn.“ Sie ist nun bereit, mit ihrem Dank auch sich selbst Gott darzubringen und so zum Werkzeug der Einheit und des Friedens zu werden.

Die dritte Aufforderung – „Lasset uns danken, dem Herrn, unserm Gott“ – ist uns auch aus jüdischen Gebeten zur Zeit Jesu geläufig. Sie kennzeichnet das Gebet, das nun beginnt, als Danksagung (eucharistia). An ihr ist das gesamte Volk Gottes beteiligt. Daher bestätigt die Gemeinde das Vorhaben des Vorstehers mit den Worten „Das ist würdig und recht.“ Der Priester tritt also nicht nur für sich selbst, sondern als Sprecher der Versammlung vor Gott. Die Eucharistie ist nämlich das Tun der gesamten Kirche, „die Quelle und der Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“, wie das 2. Vatikanische Konzil betont.

Auf die Einwilligung der Gläubigen folgt nun die so genannte Präfation. Der Vorsteher knüpft dabei mit den Worten „In Wahrheit ist es würdig und recht, dir, Herr, heiliger Vater, immer und überall zu danken ...“ an die dritte Antwort der Gemeinde an und entfaltet sie. Nun erklingt der Lobpreis Gottes für die großen Taten der Erlösung. Jemanden zu lieben, heißt, ihn zu loben, der Faszination an seiner Person Raum zu geben. Dies kommt in den vielen Präfationen, die uns durch das Kirchenjahr begleiten, wunderbar zum Tragen. An ihrem Ende steht das Sanctus, das uns teilhaben lässt am Lobpreis der Engel und Heiligen.

## 15. Die Präfation

Den ersten Abschnitt des Eucharistischen Hochgebetes nennen wir „Präfation“. Nimmt man diese Bezeichnung wörtlich, regt sich der Verdacht, dass wir noch nicht beim Wesentlichen angekommen sind. Ist diese große Preisung am Ende nur ein Vorwort? Das wäre nämlich die entsprechende Übertragung ins Deutsche. Ein Blick in die Geschichte macht deutlich, wie es dazu gekommen ist. Bis ins 8. Jahrhundert wurde der Beginn des Kanons ganz selbstverständlich mit dem Dialog verbunden, in dem der Vorsteher die Gemeinde auffordert, „dem Herrn, unserm Gott“ zu danken. Später ging jedoch das Gefühl für die Einheit des langen und vielfältigen Hochgebetes verloren. Es wurde in den Messerkklärungen in eine Reihe von Gebeten zergliedert. Im Zentrum stand die Frage, wann die Wandlung der Gaben zu Christi Leib und Blut vollzogen wird. So gesehen musste die Präfation als Vorrede erscheinen. Zudem wurde sie, verbunden mit dem Heilig, gesungen oder laut gesprochen. Danach aber setzte der Priester das Gebet ab dem frühen Mittelalter leise fort.

In alten liturgischen Büchern, die man auch Sakramentare nennt, war die Überschrift „Canon actionis“ noch vor dem einleitenden Dialog zu finden. Im Messbuch von 1970 ist diese ursprüngliche Ordnung wieder hergestellt worden.

Im 8. Jahrhundert begann man nämlich das „T“, die Initiale der Worte „Te igitur“, mit denen der stille Teil des Kanons begann, immer deutlicher zu gestalten. Schließlich entstand daraus das so genannte Kanonbild, meist eine Darstellung des Gekreuzigten, die eine ganze Buchseite in Anspruch nahm. Zum Schluss wanderte auch die Überschrift in diesen Bereich. Buchtechnisch war also klar – hier beginnt etwas Neues, das größte Aufmerksamkeit verlangt. Wer ein altes Messbuch aufschlägt, sieht zwischen den Texten der Gabenbereitung und der Präfation kaum einen nennenswerten Einschnitt. Das farbige Bild, die große rote Überschrift und die auffallende Größe der Buchstaben signalisieren hingegen mehr als deutlich: hier ist das Zentrum des ganzen Buches. Die Präfation war damit endgültig zum Vorwort geworden.

Im Laufe der Zeit wurde eine ganze Reihe von Präfationen geschaffen. Der restliche Teil des Kanons bot diese textliche Vielfalt hingegen nicht. Er galt als unveränderlich. So kam die Meinung auf, dies müsste der eigentliche und wesentliche Teil sein, während die Präfationen aufgrund ihrer Unbeständigkeit etwas Vorläufiges sind. Mit der letzten Liturgiereform hat man gelernt, das Hochgebet wieder als Einheit zu verstehen. So gelangte auch die Präfation wieder an den Platz, der ihr gebührt – unter den Titel „Das Eucharistische Hochgebet“. In ihr stimmen nämlich der Vorsteher

und die Gemeinde in den Dank ein, den Jesus beim Letzten Abendmahl gesprochen hat. Zu danken heißt, die großen Taten Gottes in Erinnerung zu rufen, mit Bewunderung und Freude daran zu denken, dass er Großes an uns getan hat (Lk 1,49). Danken und denken sind also Geschwister. Wenn wir an Gottes Barmherzigkeit und Güte denken, die sich in Jesus Christus gezeigt hat, können wir gar nicht anders, als zu danken. Zugleich aber drängt uns der Dank auch zum Bekenntnis, um Zeugnis zu geben von der Hoffnung, die uns erfüllt (1 Petr 3,15).

Das Messbuch beinhaltet eine große Fülle an Präfationen. Ihre Themen sind so vielfältig wie das Kirchenjahr selbst. Die Liturgie des Abendlandes ist nämlich davon geprägt, dass in der Präfation jeweils ein Aspekt des Glaubens entfaltet wird. Sie gehört also zu jenen Teilen des Hochgebetes, die im Blick auf den Anlass der Feier auszuwählen sind. So wuchs im Laufe der Zeit eine große Zahl an Texten heran. Allein das Sacramentarium Leonianum, das uns einen Blick auf die römische Liturgie des 5. und 6. Jahrhunderts erlaubt, beinhaltet 267 Präfationen. Zwanzig wurden allein für Messfeiern am Fest der Apostel Petrus und Paulus geschaffen. Die weitere Geschichte ist folglich von Bestrebungen geprägt, ihre Zahl zu beschränken. Die Pflanze trieb jedoch immer wieder aus und musste des Öfteren beschnitten werden. Der christliche Osten hingegen ist dem

frühchristlichen Prinzip, in der Preisung die ganze Heilsgeschichte zu überblicken, treu geblieben. Dem folgt auch das vierte Eucharistische Hochgebet, dessen Präfation nicht ausgetauscht werden kann, weil sie den Auftakt zu einem heilsgeschichtlichen Bogen bildet, der von der Erschaffung der Welt bis hin zur Ausgießung des Heiligen Geistes reicht.

Der Aufbau der Präfation folgt einem Dreischritt. Zunächst knüpft der Vorsteher an den dritten Teil des Dialoges an („Lasset uns danken dem Herrn, unserm Gott – Das ist würdig und recht“). Es ist tatsächlich so: Er ist unser Vater und zugleich der ewige Gott. Ihm gebührt unser Dank. Dann wird im Mittelstück der Grund unseres Dankes genannt. Auch an den Festen der Heiligen und der Gottesmutter geht es um das göttliche Wirken, das sich im Leben dieser großen Gestalten des Glaubens gezeigt hat. Am Ende der Preisung tut sich schließlich eine neue Dimension auf. Wir sind mit unserem Lobpreis nicht allein. Mit uns singen auch die Engel und Heiligen das Lob seiner Herrlichkeit. Himmel und Erde verbinden sich, um ihm zu danken.



## 16. Heilig, heilig, heilig

Das Buch Jesaja erzählt uns von der Berufung des Propheten. Er sieht in einer Vision Gott auf dem Himmelsthron. Sein Gewandsaum erfüllt den ganzen Tempel von Jerusalem. Die Serafim (Engel) aber rufen einander zu: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heere. Von seiner Herrlichkeit ist die ganze Erde erfüllt“ (Jes 6,3). Im letzten Buch der Bibel, der Offenbarung des Johannes, erklingt dieser Gesang noch einmal. Vier Lebewesen, die einem Löwen, Stier, Menschen und Adler gleichen, huldigen damit dem Herrscher über die ganze Schöpfung (Offb 4,8).

Wie das Gloria, so stammt auch das Heilig aus dem Mund der Engel. Wenn wir uns dem Höhepunkt der Messfeier nähern, vereinigen wir uns mit ihnen zum Lob der Herrlichkeit Gottes. Wie aber ist das Heilig in die Messfeier gekommen? Der Gesang erfreute sich im Judentum schon früh großer Wertschätzung. Er ist bis heute Teil des so genannten Achtzehngebetes, das am Morgen, am Nachmittag und am Abend rezitiert wird. Unter diesem Einfluss wurde das Heilig im 4. Jahrhundert mit der Preisung des Eucharistischen Hochgebetes verbunden. Zunächst war das Heilig oder Sanctus, wie es im Lateinischen genannt wird, ein organischer Bestandteil der Präfation. Es wurde also ursprünglich im Rezitationston gesungen. Diese Stelle bot

somit die Möglichkeit, das Volk am Dankgebet des Priesters zu beteiligen. Auch daher die schlichte musikalische Form, die sich in der lateinischen Missa mundi noch erhalten hat. Bei festlichen Anlässen wurde das Sanctus jedoch vom umstehenden Klerus gesungen. Allmählich wurden die Melodien immer reichhaltiger und waren schließlich vom Volk nicht mehr zu bewältigen. Als ab dem Zeitalter der Gotik die mehrstimmige Musik in die Liturgie Einzug hielt, war der Boden für kunstvolle Vertonungen schon längst bereitet.

Wenden wir uns nun dem Text zu. Die Gemeinde besingt Gott als den dreimal Heiligen. Im Hebräischen wird die Steigerung von Eigenschaftswörtern durch die Wiederholung derselben zum Ausdruck gebracht. Das dreimalige „heilig“ besagt also, dass Gott der Heilige schlechthin ist. Das heißt, dass er der ganz andere ist, mit keinem Bild zu begreifen. In alten Fassungen wird er in Anlehnung an das Hebräische als „Gott Sabaoth“ bezeichnet. Darin verbirgt sich die Vorstellung, dass Gott als König des Himmels von einem Hofstaat umgeben ist (1 Kön 22,19). Die liturgische Fassung bezeichnet die Sabaoth als „Mächte und Gewalten“. Sie ist geprägt vom paulinischen Gedankengut. Anders als bei Jesaja ist nicht nur die Erde, sondern auch der Himmel voll von Gottes Herrlichkeit. Im Geist der Apokalypse ist die ganze Schöpfung durchdrungen vom Gotteslob, das nun erklingt.

Der zweite Teil des Heilig, das Benedictus, ist ein Bibelwort aus dem Buch der Psalmen. Dort flehen die Beter: „Ach, Herr, bring doch Hilfe!“ (Ps 118,25) – im Hebräischen: „Hosanna!“ Dieser Ruf ertönt auch am Palmsonntag, als Jesus in Jerusalem einzieht. Mit ihm wird ein weiterer Vers aus dem Psalm 118 akklamiert: „Gesegnet sei er, der kommt im Namen des Herrn“ (Mk 11,9 nach Ps 118,26).

Während das Heilig Gott besingt, wendet sich nun die Aufmerksamkeit jenem zu, der in seinem Namen kommen wird. Gemäß dem Anfangswort wird dieser Teil Benedictus genannt. Das Kommen Christi umspannt die Zeit der Kirche. Er ist vom Himmel gekommen und hat Fleisch angenommen. Am Ende der Zeiten wird er wiederkommen in Herrlichkeit. So beten wir im Großen Glaubensbekenntnis. Seine Ankunft ist jedoch nicht nur Vergangenheit und Zukunft. Sie ragt auch in die Gegenwart. Wenn wir die Worte „Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn“ singen, werden wir gewahr, dass er uns auch jetzt seine Gegenwart schenkt.

Das Heilig war nicht von Beginn an mit dem Benedictus verwoben. Dies wird wohl erst im 6. Jahrhundert in Gallien geschehen sein. Seither bilden sie eine gedankliche Einheit: Die Herrlichkeit Gottes, von der Erde und Himmel erfüllt sind, hat unter uns gewohnt, weil Gott in seinem Sohn ei-

ner von uns geworden ist. Wer einen Tonträger kauft, wird feststellen, dass in den Messen der großen Komponisten die beiden Stücke für sich selbst stehen. Wie ist es dazu gekommen? Früher setzte der Priester den Kanon nach dem Heilig in Stille fort. Im 16. Jahrhundert etablierte sich der Brauch, während der Vorsteher betete, das Sanctus zu singen. Zur Konsekration der Gaben musste dann wieder Stille herrschen. Anschließend fuhr der Chor mit dem zweiten Teil, dem Benedictus, fort. Die großen Messen wurden also geschaffen, um den leise gebeteten Kanon musikalisch zu umrahmen. Wenn sie heute gesungen werden, erfreuen wir uns zwar an den wunderbaren Kompositionen. Zugleich aber wirkt es befremdend, wenn dieser textlich so kurze Gesang mehr Zeit in Anspruch nimmt, als das gesamte Hochgebet.

Wo man mit bescheideneren Mitteln auskommen musste, entstanden Messen für den Volksgesang, wie jene von Schubert und Haydn. Nachdem der Priester das Heilig ohnehin leise betete, konnte man es sich erlauben, den Text nicht wörtlich zu singen, sondern sehr frei zu übersetzen und an die Melodie anzupassen. Heute ist das Heilig wieder fester Bestandteil des Hochgebetes. Insofern kommt der Kirchenmusik gerade an dieser Stelle eine besondere Verantwortung zu. Beim Sanctus und beim Gloria geht es nämlich vor allem um den Text, der uns am Lobgesang der Engel teilhaben lässt.

## 17. Beten mit allen Sinnen

Im Laufe der Zeit erwachsen dem Kanon eine Reihe von Bräuchen. An einige von ihnen können sich ältere Menschen noch erinnern. Manche haben sich bis heute erhalten. So zum Beispiel das Läuten der Glocken. Dabei wird es im Messbuch gar nicht ausdrücklich vorgeschrieben. Die Vorsicht in diesem Bereich liegt auf der Hand. Nicht überall leben Christen in einem Umfeld, das ihrem Glauben wohlgesonnen ist. Das Läuten von Glocken soll nämlich die Verbindung zwischen dem Geschehen im Kirchenraum und dem Ort, in den er eingebettet ist, bewirken. So können auch jene, die dem Gottesdienst ferngeblieben sind, daran teilhaben. Früher wurden die Kirchenglocken also an den wichtigen Stellen der Messfeier geläutet: zum Einzug, zum Evangelium und zur Wandlung. Auch im Kirchenraum selbst waren die Glocken ein wichtiges Kommunikationsmittel. Der Priester sprach den Kanon leise, den Gläubigen abgewandt und oft auch in größerer Entfernung zu ihnen. Mit dem Glockenzeichen wurden sie darauf aufmerksam gemacht, dass nun ihre besondere Anteilnahme erwartet wird. Geläutet wurde aber auch zur Gabenbereitung, zum Heilig und zur Erhebung der Hostie nach dem Lamm Gottes. Heute sind diese Hinweise nicht mehr nötig. Dennoch gehören sie zum Klangbild der Feier. Daher sieht das Messbuch das Läuten der Altarglocken vor der Konsekration und zur Erhebung der Gaben auch weiterhin vor.

Im feierlichen Hochamt fanden sich früher nach dem Heilig Träger mit Wachsfackeln im Altarraum ein. In bedeutenden Kirchen schlangen zwei Kleriker von da an bis zur Kommunion ständig das Rauchfass. In anderen Gegenden wiederum wurde ab dem 13. Jahrhundert zum Sanctus eine Kerze entzündet. Alle diese Bräuche sollten den Sinn für die Heiligkeit des Geschehens wecken. Das Wesentliche aber – das Gebet des Priesters – blieb durch die Stille verhüllt. Heute können die konsekrierten Gaben bei festlichen Anlässen zur Erhebung beräuchert werden. Die Gemeinde ist nun wieder eingeladen, sich innerlich am Gebet des Priesters zu beteiligen, das er laut und gut vernehmbar zu sprechen hat.

Während im Zuge der Liturgiereform die äußeren Zeichen in den Hintergrund gedrängt worden sind, um das Gebet ins Zentrum des Bewusstseins zu rücken, kommt der Haltung der Gläubigen umso größere Bedeutung zu. Das Stehen ist seit alters her die Grundhaltung liturgischen Betens. Im zweiten Hochgebet dankt der Priester Gott unmittelbar nach der Konsekration, dass er uns berufen hat, vor ihm zu stehen und ihm zu dienen. Das Stehen soll nur an einer Stelle durch das Knien unterbrochen werden – bei der Wandlung. Dort ist es ein angemessener Ausdruck der Ehrfurcht vor dem Geschehen, das sich am Altar vollzieht.

## 18. Sende deinen Geist – die Epiklese

Das Wort Epiklese kommt aus dem Griechischen. Man könnte es mit „Herabrufung“ übersetzen. Dies geschieht in der Bitte: „Sende deinen Heiligen Geist auf diese Gaben herab und heilige sie, damit sie uns werden Leib und Blut deines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus.“ Bis zu diesem Punkt war das Eucharistische Hochgebet geprägt vom Dank und Lobpreis. Nun tritt eine neue Dimension hinzu, jene der Heiligung. Diese kann nur von oben kommen. Die Epiklese ist von ihrem Ursprung her die feierliche Anrufung des Namens Gottes, verbunden mit der Bitte um die göttliche Kraft. Sie heiligt die Gaben von Brot und Wein, aber auch jene, die durch sie teilhaben werden an Christi Leib und Blut. Die ausgestreckten Hände des Vorstehers über den Gaben bringen dies zum Ausdruck.

Der christliche Osten betont in diesem Zusammenhang seit alters her die Bedeutung des Heiligen Geistes. Dort wird erst nach den Einsetzungsworten um seine Herabkunft gebetet. Dieser Bitte wird jene heiligende Kraft zugesprochen, die das Brot und den Wein zum Leib und zum Blut Christi macht. Der Geist ist es also, der Christus gegenwärtig werden lässt. Der Westen hat einen anderen Weg gewählt. Im Römischen Kanon ist die Anrufung an Gott selbst gerichtet. Er soll den Gaben den Segen in Fülle schenken, um dann in

weiterer Folge jene, die den Leib und das Blut Christi empfangen, mit aller Gnade und allem Segen des Himmels zu erfüllen.

Die Epiklese hat eine zweifache Prägung. Sie beinhaltet zunächst vor den Einsetzungsworten die Bitte um die Heiligung der Gaben von Brot und Wein (Wandlungsepiklese). Damit ist das Ziel der Eucharistie jedoch noch nicht erreicht. Durch den Empfang des Leibes und Blutes Christi sollen auch die Gläubigen verwandelt werden (Kommunionepiklese). Sie sollen eins werden im Heiligen Geist, ein Leib und ein Geist in Christus. Um diese Einheit wird im Anschluss an die Wandlung und das Gedächtnis seines Todes und seiner Auferstehung gebetet. Die Zugehörigkeit zur Kirche ist also keine statische Größe. Die Taufe und die Firmung empfangen wir nur einmal. Durch sie werden wir in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen und mit dem Heiligen Geist bestärkt. Die Eucharistie aber empfangen wir immer wieder, weil das Hineinwachsen in die Einheit mit Jesus Christus und seinen Leib, die Kirche, ein lebenslanger Prozess ist. Insofern ist die Epiklese ein wesentliches Merkmal des Eucharistischen Hochgebetes. Sie beinhaltet die Bitte, dass die Hingabe Jesu am Kreuz für unser Leben fruchtbar werde. Durch die Kraft Gottes soll sie auch unser Dasein prägen und verwandeln.



## 19. Das ist mein Leib – der Einsetzungsbericht

Mit dem Einsetzungsbericht gelangen wir nun zum Kern der Feier. Im zweiten Hochgebet ist er durch ein begründendes „denn“ mit der Bitte um die Heiligung der Gaben verbunden. Dadurch wird deutlich: er ist kein nüchterner Bericht, sondern Gebet. In ihm bringt die Kirche vor Gott zur Sprache, warum sie sich zu dieser Feier versammelt hat – weil sie damit den Auftrag des Herrn erfüllt und seinen Tod verkündet, bis er kommt (1 Kor 11,26).

Die Abendmahlsworte sind im Neuen Testament vier Mal überliefert. Es fällt auf, dass die liturgische Fassung keinen der vier Texte bevorzugt, sondern alle vereint. Dies gilt besonders für das Wort über dem Kelch. Hier werden die beiden Traditionstränge von Matthäus und Markus auf der einen und Lukas und Paulus auf der anderen Seite kunstvoll miteinander verwoben. Erstere setzen das Geschehen beim Letzten Abendmahl mit dem Bundesschluss am Sinai in Verbindung. Damals hat Mose das Volk zu den Worten: „Das ist das Blut des Bundes“ (Ex 24,8) mit dem Blut von Opfertieren besprengt. Es sollte die Zugehörigkeit Israels zu Gott besiegeln. Lukas und Paulus sprechen in diesem Zusammenhang vom neuen Bund. Sie beziehen sich dabei auf eine Verheißung aus dem Buch Jeremia. Das letzte Wort hat nicht die menschliche Schuld, sondern Gott, der vergibt (Jer 31,31-34).

Von Zeit zu Zeit flammt die Diskussion auf, ob die Abendmahlsworte denn auch richtig übersetzt worden sind. Während im Deutschen und in vielen anderen Sprachen über Jahre hinweg „für euch und für alle“ gebetet wurde, steht im Lateinischen nämlich „für euch und für viele“. Ist Christus zwar für viele, aber nicht für alle gestorben? Wer das Wort „viele“ so deutet, geht am Sinn dieser Aussage vorbei. Sie ist nämlich als Anspielung auf das vierte Lied vom Gottesknecht im Buch Jesaja zu verstehen. Darin ist von einer prophetischen Gestalt, einem Knecht Gottes, die Rede, der durch sein Leiden die vielen gerecht macht (Jes 53,11). Gemeint ist damit das gesamte Gottesvolk, also alle. Auf Anweisung von Papst Benedikt XVI. soll die lateinische Fassung künftig wiederhergestellt werden, ohne damit in Frage zu stellen, dass es in der Messe um das Heil aller geht. Am Höhepunkt der Messfeier fließen also in den Worten Jesu auch bedeutende Traditionen des Alten Testaments zusammen. Die scholastische Theologie des Mittelalters hat herausgearbeitet, dass sich hier die Konsekration der Gaben vollzieht. So ist es im Laufe des 13. Jahrhunderts in diesem Teil der Messe zu einigen weitreichenden Veränderungen gekommen. Die Priester begannen nach den Einsetzungsworten die konsekrierten Gaben zu erheben und den Gläubigen zu zeigen. Dazu kamen noch weitere neue Akzente – das Knien, das Läuten der Glocken, die Beräucherung der Gaben und mancherorts auch kurze Gebete zu Christus.

## 20. Gedächtnis und Darbringung

In vielen Kirchen des Ostens ist die Konsekration der Gaben schon früh mit einer Akklamation des Volkes verbunden worden, und sei es nur durch ein schlichtes „Amen“. Im Zuge der letzten Liturgiereform ist auch die katholische Kirche diesem Brauch gefolgt. Nach der Wandlung ruft der Zelebrant oder Diakon den Gläubigen zu: „Geheimnis des Glaubens.“ Was in dieser Feier geschieht, ist nur im Glauben zugänglich. Es entzieht sich einer Erklärung in dem Sinne, dass wir es kraft unserer Vernunft fassen und vollends verstehen können. Das Volk bekennt nun in einer Akklamation, worin dieses Geheimnis besteht: „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit.“ Mit ähnlichen Worten fasst schon Paulus in seinem ersten Schreiben an die Korinther die Darstellung des Abendmahls zusammen (1 Kor 11,26). Es ist gleichsam die älteste Messerklärung. Was ist Eucharistie? – Die Verkündigung des Todes und der Auferstehung Christi in Erwartung seiner Wiederkunft. Sie ist also die Vorwegnahme der vollkommenen Gemeinschaft mit Christus in heiligen Zeichen.

Anschließend greift der Priester diesen Gedanken noch einmal betend auf. Dieser Teil des Hochgebetes wird Anamnese genannt. Dem Auftrag Christi entsprechend feiert die Kir-

che das Gedächtnis seines Todes und seiner Auferstehung. Das griechische Wort „anamnesis“ meint jedoch mehr als das bloße Gedenken an ein Ereignis, von dem wir uns täglich ein Stück weiter entfernen. Der Auftrag Jesu lautet dem gemäß auch nicht „denkt daran“, sondern „tut dies zu meinem Gedächtnis“. Die Messe ist also ein tätiges Gedenken. Nicht nur die Einsetzungsworte, die gesamte Struktur der Eucharistiefeyer, das Nehmen von Brot und Wein zur Gabenbereitung, das Danksagen zum Hochgebet, das Brechen und Geben zur Kommunion sind Gedächtnis. Doch nicht nur das. Auch unsere Bereitschaft, in der Nachfolge Jesu an seiner Hingabe Maß zu nehmen, ist ein wesentliches Moment dieses Gedenkens.

In der Messe feiern wir das Gedächtnis des österlichen Weges Christi und bringen Gott das Brot des Lebens und den Kelch des Heiles dar. Die Kirche stellt also Gott vor Augen, was sie von ihm empfangen hat – Christus in seiner Hingabe. Durch ihn hofft sie, mit ihrer eigenen, immer nur bruchstückhaften Hingabe von Gott angenommen zu werden. Der Gottesdienst darf sich nicht in der Erfüllung ritueller Vorschriften erschöpfen. Er muss auch von der rechten Haltung getragen sein. So vereint sich die Hingabe Christi mit jener der Kirche und wird zum Opfer, das Gott gefällt.

## 21. Das Gebet für die Kirche

Bevor das Eucharistische Hochgebet in den großen abschließenden Lobpreis mündet, wird in den so genannten Interzessionen für die Kirche, die lebenden und verstorbenen Gläubigen, gebetet. Geschichtlich betrachtet gehören sie zu den jüngeren Teilen des Hochgebetes. Seit dem 5. Jahrhundert entwickelte sich der Brauch, der Stifter der Feier und schließlich auch der anwesenden Gläubigen im Hochgebet zu gedenken. Aus der Danksagung erwächst also nun die Bitte.

Dennoch sind die Interzessionen nicht einfach die Verdoppelung der Fürbitten. Während das Allgemeine Gebet nämlich die ganze Weite des Lebens in den Blick nimmt, ist die Bitte um Gottes Wohlwollen im Hochgebet vor allem auf die Kirche bezogen. Papst und Bischof werden an dieser Stelle sogar namentlich genannt. Ihr Dienst ist es, die Einheit der Kirche sichtbar zu machen. Wenn wir uns zur Feier der Eucharistie versammeln, geschieht dies immer im Namen der gesamten Ortskirche, das heißt in Verbundenheit mit dem Bischof, sowie im großen Rahmen der Weltkirche. Daher auch das Gebet für den Papst. Auf diese Weise wird noch einmal deutlich – die Eucharistie ist immer die Feier der Kirche. Das eucharistische Brot, das aus vielen Körnern eins geworden ist, wie es ein Gebet aus dem frühen 2. Jahrhundert ausdrückt, ist ein Bild für Menschen aus allen Völkern, die durch den Glauben

zueinander gefunden haben und nun gemeinsam vor Gott stehen, um ihm zu dienen.

Dazu gehören auch jene, die nicht mehr unter uns weilen. Daher wird nun auch für die Verstorbenen gebetet. Die Kirche erscheint hier als Gemeinschaft, in der wir füreinander im Gebet eintreten und solidarisch sind. Die Verbundenheit mit Christus hilft uns, Grenzen zu überschreiten. Dazu gehört am Ende auch die Grenze des Todes, der nicht unser endgültiges Verlöschen bedeutet. Christus – das ist der Inhalt dieser Feier – hat den Tod durch seinen eigenen Tod überwunden. Darauf ruht unsere Hoffnung, wenn wir für die Verstorbenen beten.

Schließlich fällt der Blick auch auf uns selbst, die wir noch auf dem Weg sind. Die Sorge um die kleinen Dinge des Alltags ist mittlerweile in den Hintergrund gerückt. An dieser Stelle steht uns das große Ziel vor Augen – das ewige Leben in der Gemeinschaft mit Gott und seinen Heiligen. Noch einmal, wie beim Gloria und Sanctus, wissen wir uns mit der himmlischen Kirche verbunden. Sie ist kein vages Gebilde, sondern eine Gemeinschaft von Menschen, deren Lebensgeschichte wir kennen. Durch die Zugehörigkeit zu Christus sind wir schon jetzt mit ihnen verbunden. Sie stehen vor Gott für uns ein, damit seine Gnade auch in unserem Leben sichtbar wird.

## 22. Durch ihn und mit ihm und in ihm ...

Wie alle großen Gebete endet auch das Eucharistische Hochgebet mit einem abschließenden Lobpreis Gottes. Zu den Worten „Durch ihn und mit ihm und in ihm ist dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes alle Herrlichkeit und Ehre jetzt und in Ewigkeit“ erhebt der Priester die konsekrierten Gaben. Die Gemeinde aber bekundet mit dem „Amen“ ihre Zustimmung. Das Gebet kommt im Lobpreis an sein Ziel. Sinnbildlich dafür werden die Gaben emporgehoben. Die Aufforderung „Erhebet die Herzen“ am Anfang des Hochgebetes hat also in der Erhebung der Gaben am Ende seine Entsprechung. Es ist der Weg, der uns im Hochgebet vorgezeichnet ist – mit dem Opfer unseres Lobes vor Gott zu stehen und ihm zu dienen.

Wie mit den Gaben, die der Priester Gott darbietend entgegenhält, verhält es sich auch mit unserem Gebet. Durch Christus geht unser Lobpreis zu Gott, dem Vater. Er ist der Hohepriester, trägt unseren Dank und unsere Bitten vor Gott. Denn als Gott und Mensch verbindet er Himmel und Erde. Daher ist er pontifex – Brückenbauer – im wahrsten Sinne des Wortes. Mit ihm sind wir im Gebet vereint. Denn er ist als Mensch unser Bruder geworden. Im Hochgebet stimmt die Kirche also ein in das Gebet Christi.

Zugleich aber ist die Kirche auch der Leib Christi. Daher be-

tet die Kirche in Christus; das Gebet der Kirche ist auch das Gebet Christi. Als Hohepriester steht er nicht einsam vor Gott wie zur Zeit seines irdischen Lebens, als er im Garten Getsemani alleine zu Gott flehte. Um ihn scharen sich seine Erlösten, die von ihm gelernt haben, Gott als ihren Vater zu bekennen und in rechter Weise zu beten. Dass wir Gott nach dem Vorbild Jesu unseren Vater nennen können, ist nicht selbstverständlich. Es ist nicht in unserer menschlichen Natur begründet, sondern erschließt sich uns erst durch den Heiligen Geist, der in uns wirkt (Röm 8,15). Daran erinnert uns die Wendung „in der Einheit des Heiligen Geistes“. Im Geist wird das Brechen des Brotes für uns zum Geheimnis des Glaubens. Er ist das Band der Einheit. Er gibt uns ein, worum wir in rechter Weise beten sollen, macht unser Gebet vollkommen und tritt so für uns ein (Röm 8,26f.). So empfängt Gott von uns Herrlichkeit und Ehre – in diesem Augenblick und durch die Zeiten.

Die Gemeinde bestätigt das Hochgebet mit dem „Amen“ und bekundet so ihre Zustimmung. Augustinus sagt, das Amen wäre die Unterschrift, das Siegel des Gebetes. In der alten Kirche galt es als Vorrecht der Getauften, das Amen zu sprechen und das Gebet des Vorstehers zu legitimieren. Damit endet das Hochgebet. Mit dem Vaterunser beginnt nun die Vorbereitung auf den Empfang von Christi Leib und Blut.



## 23. Das Gebet des Herrn

Mit dem Vaterunser beginnt der dritte Teil der Eucharistiefeier, die Kommunion. Wie Jesus beim Letzten Abendmahl das Brot gebrochen und seinen Jüngern gegeben hat, bereitet sich nun die Gemeinde darauf vor, den Leib und das Blut Christi zu empfangen und so die Mahlgemeinschaft im Reich Gottes vorwegzunehmen. Dies bedarf einer entsprechenden Vorbereitung. Das Vaterunser ist der erste Schritt auf diesem Weg. Es genießt in der Kirche von Beginn an höchste Wertschätzung. Bereits die Didache, eine der ältesten nichtbiblischen Schriften des Christentums, erwähnt, dass die Gläubigen das Vaterunser drei Mal täglich beten. Den Taufbewerbern wurde es in der Zeit der Vorbereitung auf die Eingliederung in die Kirche wie ein kostbarer Schatz überreicht. So ist es nicht verwunderlich, dass es in den meisten Gottesdiensten – von der Taufe bis hin zum Begräbnis – seinen festen Platz hat.

Ursprünglich wurde das Gebet des Herrn unmittelbar vor dem Kommunionempfang gesprochen. Es war sozusagen das Tischgebet der eucharistischen Versammlung. Papst Gregor der Große ließ es schließlich um das Jahr 600 dem Hochgebet folgen. Dabei stützte er sich auf einen Brauch aus Konstantinopel. Mit seiner neuen Stellung bekam das Vaterunser auch einen neuen Akzent. Wurde es in der Anti-

ke von der gesamten Gemeinde gesprochen, setzte sich nun die Meinung durch, das Vaterunser sei ein Gebet des Vorstehers. Die Gemeinde wurde nur mehr durch die letzte Bitte – „sondern erlöse uns von dem Bösen“ – und das „Amen“ daran beteiligt. So blieb es bis zur letzten Liturgiereform.

Vielleicht mag auch die Ansicht, das Vaterunser sei ein Scharnier zwischen dem Hochgebet und der Kommunion dazu geführt haben, dass es in den vergangenen Jahrhunderten vom Vorsteher allein gebetet wurde. Im unmittelbaren Anschluss an das Hochgebet können die ersten drei Bitten nämlich von diesem Zusammenhang her verstanden werden. So greift die Anrufung „geheiligt werde dein Name“ das Sanctus (Heilig) noch einmal auf. Die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes erinnert an das Benedictus, wo der gepriesen wird, der im Namen Gottes kommt. „Dein Wille geschehe“ aber macht in diesem Rahmen deutlich, dass wir uns im Auftrag Christi versammelt haben, der dem Willen des Vaters gehorsam für uns am Kreuz gestorben ist.

Die vier Bitten im zweiten Teil des Vaterunsers wurden hingegen schon in frühester Zeit eucharistisch gedeutet. So sieht etwa Augustinus im Flehen um das tägliche Brot das Streben um die Teilhabe am eucharistischen Mahl. Dem Auftrag, rein an den Tisch des Herrn zu treten, entspricht die Bitte „und vergib uns unsere Schuld“. Die alte Kirche

schrieb dem Gebet des Vaterunsers sündentilgende Kraft zu. Der Mahnung des Apostels Paulus folgend, nicht unwürdig am Herrenmahl teilzunehmen (1 Kor 11,29), bot es die letzte Möglichkeit, um Vergebung zu bitten. Zugleich aber wurde man gewahr, dass der Christ auch selbst zu vergeben hat, dass er sich gemäß der Bergpredigt zunächst zu versöhnen hat, bevor er an den Altar herantritt (Mt 5,23-24).

Zudem wird das Gebet des Herrn durch die Einleitung und den Abschluss in einen feierlichen Rahmen gestellt. Ersteres beschränkt sich nicht einfach auf das übliche „Lasset uns beten“, sondern ruft der Gemeinde in Erinnerung, dass es keineswegs selbstverständlich ist, Gott als Vater zu benennen. Die Kirche maßt sich das nicht selbst an. Sie ist im einzigen Gebet, das Jesus seine Jünger gelehrt hat, dazu ermächtigt. Durch die Taufe sind wir Söhne und Töchter Gottes geworden. Als solche rufen wir zu ihm, unserem Vater.

Auch der Schluss des Vaterunsers erfuhr im Laufe der Zeit zwei Entfaltungen. Die älteste stammt aus der oben genannten Didache. Ihr folgend wurde das Gebet des Herrn mit einer Preisung, wie sie für das biblisch-semitische Denken typisch ist, beschlossen: „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“ Damit bekommen die sieben Bitten des Vaterunsers die Gestalt der preisenden Anrufung Gottes. Dieser Zusatz erfreute sich

rasch so großer Beliebtheit, dass er sogar in einigen Handschriften des Neuen Testaments zu finden ist, die das Gebet des Herrn im Rahmen der Bergpredigt überliefern. Er wird „Doxologie“ genannt. Im Anschluss an die Ostkirche und die liturgische Praxis in den evangelischen Kirchen beten auch katholische Christen seit der Liturgiereform diese Worte als Abschluss des Vaterunsers.

In der Messfeier ist diese Preisung die Antwort auf den so genannten Embolismus (Einschub). Er greift die letzte Bittte des Vaterunsers um die Errettung von dem Bösen auf und entfaltet sie. Der Embolismus entstammt der Zeit der Völkerwanderung. In dieser unruhigen Epoche hatten die Bitten um die Bewahrung vor dem Unheil und die Gabe des Friedens einen sehr konkreten Hintergrund. Offenbar konnten sich auch spätere Generationen darin verorten. Zugleich blickt das Gebet bereits auf das Kommen unseres Erlösers und betont die endzeitliche Perspektive des Herregebets. Als Christen leben wir in der Erwartung, dass mit dem Kommen Christi und seines Reiches die Welt verwandelt wird. Dann wird sich erfüllen, worum so viele Generationen täglich beten.

## 24. Der Friedensgruß

Das Friedenszeichen gehört zum Urgestein der Messe. Schon der Apostel Paulus trägt den Christen in Rom auf: „Grüßt einander mit dem heiligen Kuss“ (Röm 16,16). Man teilte diese Geste der Verbundenheit im Glauben nur mit jenen, die zur Kirche gehörten. Die Neugetauften empfingen sie nach ihrer Taufe und Firmung das erste Mal vom Bischof und der heiligen Versammlung. Dann brachten sie ihre Gaben zum Altar, um Eucharistie zu feiern.

Zunächst galt das Friedenszeichen als Abschluss des Allgemeinen Gebets, der Fürbitten. Somit stand es zugleich auch an der Schwelle zur Gabenbereitung. So ist es in der Ostkirche bis heute geblieben. Als biblische Begründung dieser Praxis mag die Mahnung Jesu in der Bergpredigt dienen, sich zuerst mit seinem Bruder zu versöhnen und dann erst seine Opfergabe zum Altar zu bringen (Mt 5,23-24). Um das Jahr 400 erscheint das Friedenszeichen im römischen Gottesdienst dann aber nach dem Eucharistischen Hochgebet. Papst Gregor der Große sieht darin eine Ausdeutung der Zusage „wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“. Das Gebet um die Bewahrung vor allem Bösen – der so genannte Embolismus – und das anschließende Zeichen der Versöhnung entfalten also das Vaterunser. Im Friedensgruß kommt zum Ausdruck, dass die Kommunion zwei Dimensionen umfasst.

Kommunion – Communio – ist im doppelten Sinne die Gemeinschaft mit dem Leib Christi: mit Christus, der in den Gestalten von Brot und Wein gegenwärtig ist, aber auch mit der Kirche, die Paulus ebenso den Leib Christi nennt. Bevor wir also in Gestalt der Hostie den Leib Christi empfangen, werden wir durch das Friedenszeichen auf unsere Brüder und Schwestern verwiesen. Mit ihnen sollen wir „ein Leib und ein Geist werden in Christus“.

Der Friede, um den wir im Friedensgebet bitten, ist die Gabe Christi. Schon bei seiner Geburt singen die Engel vom Frieden auf Erden, der sich von der pax Romana, der Befriedung des Reiches durch Kaiser Augustus, grundlegend unterscheidet. Beim Letzten Abendmahl sagt Jesus zu seinen Jüngern: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch“ (Joh 14,27). Mit dem Gruß „Friede sei mit euch!“ (Joh 20,19) tritt er schließlich drei Tage später als Auferstandener wieder in ihre Mitte. Keine Vorhaltung über ihr Versagen im Garten Getsemani und am Karfreitag. Das erste Wort ist der Friedensgruß! Diesen Frieden wünscht der Vorsteher der Gemeinde. Dann fordert er (oder der Diakon) die Gläubigen auf, einander ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung zu geben. In manchen südlichen Ländern ist dies bis heute der Friedenskuss. In unseren Breiten bevorzugen wir den Händedruck, der die Verbundenheit, Gemeinschaft und Versöhnung ebenso deutlich zum Ausdruck bringt.

## 25. Das Zerteilen der Hostie: Er brach das Brot

Beim Letzten Abendmahl brach Jesus das Brot und reichte es seinen Jüngern. Diese Geste prägte sich tief in ihr Gedächtnis ein. So erkennen sie den Auferstandenen in Emmaus beim Brechen des Brotes. Es ist also kein Zufall, dass eine der biblischen Bezeichnungen für die Messfeier „Brotbrechen“ heißt (Apg 2,46).

Der Apostel Paulus fragt die Korinther: „Ist das Brot, das wir brechen, nicht Teilhabe am Leib Christi?“ Dann erläutert er: „Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib; denn wir alle haben teil an dem einen Brot“ (1 Kor 10,16-17). Auf diese Art erläutert er uns anhand der Geste des Brotbrechens das Mysterium der Eucharistie. Auf dem Altar liegt das eucharistische Brot, der Leib Christi. Nun wird es in viele Teile gebrochen. Weil alle vom selben Brot essen, sind sie nun ein Leib geworden – der Leib Christi. So nennt Paulus nicht nur das Sakrament, sondern auch die Kirche. Das geteilte eucharistische Brot ist also auch ein Zeichen der Gemeinschaft, mit Christus und mit der Kirche. Die Geste des Brechens war so bedeutsam, dass die Priester auch in Feiern, in denen nur sie selbst die Kommunion empfangen, die Hostie stets in drei Stücke teilten.

Ein kleiner Teil des gebrochenen Brotes wird in den Kelch gesenkt. Der Brauch ist uralt und hat vermutlich zwei Wurzeln. In der päpstlichen Liturgie war es ein Stück des eucharistischen Brotes aus der vorangegangenen Messe. Damit sollte die Verbindung der gegenwärtigen Feier mit den vorangehenden sichtbar werden. Zudem sandte der Papst an die Titelkirchen von Rom ein kleines Stück des eucharistischen Brotes aus seiner Liturgie. Dieses wurde bei der nächsten Eucharistiefeier von den Presbytern in den Kelch getan. So kam die Verbindung der örtlichen Feier mit jener des Bischofs zum Ausdruck und so die Einheit der Kirche vor Ort.

Im Zuge der Liturgiereform nach dem Konzil wurde die reiche Symbolik des Brotbrechens ausdrücklich betont. So steht im Messbuch der Hinweis, der Priester solle die Hostie in mehrere Teile brechen, dass alle an demselben Leib teilhaben. Zudem können auch mehrere große Hostien gebrochen werden. Es ist nicht gleichgültig, ob jemand eine „ganze“ Hostie empfängt, oder den Bruchteil einer größeren. Natürlich ist Christus so oder so in der Gestalt des Brotes gegenwärtig. Doch die Botschaft des Glaubens erschließt sich uns häufig auch in der Gestalt des heiligen Zeichens. Daher bringt das gebrochene Brot wohl deutlicher zum Ausdruck, dass wir an dem einen Leib Christi teilhaben und so miteinander verbunden sind. Der Ritus des Brotbrechens birgt also wichtige Ansätze eucharistischer Frömmigkeit.



## 26. Das Lamm Gottes

In einer römischen Basilika der ausgehenden Antike konnte das Brechen des eucharistischen Brotes viel Zeit in Anspruch nehmen. Schließlich gab es noch keine Hostien. Die großen konsekrierten Brote wurden gebrochen, in Leinensäckchen gelegt und dann an die Gläubigen verteilt. Um die innere Beteiligung der Gläubigen an diesem Geschehen zu fördern, stimmten die Vorsänger das „Lamm Gottes“ an. Das Volk antwortete mit dem Ruf „Erbarme dich unser“. Der Gesang wurde so lange fortgesetzt, bis das Brot gebrochen war. Er hatte also ursprünglich die Gestalt einer Litanei. Da im Mittelalter immer weniger Gläubige die Kommunion empfangen, verkümmerte dieser Ritus. Schließlich wurde festgelegt, man solle den Ruf „Lamm Gottes“ drei Mal wiederholen. Seit dem 11. Jahrhundert wird der Gesang mit der Bitte „Gib uns deinen Frieden“ beschlossen und knüpft so an das Friedensgebet an. Die Liturgiereform hat der Brechung des Brotes wieder einen höheren Stellenwert gegeben. Daher finden wir im Messbuch den für viele auf den ersten Blick etwas ungewöhnlichen Hinweis, dass der Ruf „Lamm Gottes“ auch öfter wiederholt werden kann. Aus der Sicht der alten Kirche – wie wir gesehen haben – eine selbstverständliche Gepflogenheit.

Das „Lamm Gottes“ ist vermutlich im Osten entstanden. Dort wurde das eucharistische Brot schon im 6. Jahrhundert „Lamm“ genannt. Im Brechen des Brotes sah man einen Hinweis auf den Tod – das Zerbrechen – Jesu am Kreuz. Das Lamm Gottes ist also das konsekrierte Brot. Spätestens unter Papst Sergius I. etablierte sich der Gesang um 700 auch in Rom. Der Text stammt aus der Heiligen Schrift. Im Evangelium nach Johannes weist Johannes der Täufer auf Jesus hin und bekennt: „Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt“ (Joh 1,29). In der Todesstunde Jesu greift der Evangelist diesen Faden noch einmal auf. Soldaten kommen, um den Gekreuzigten die Beine zu zerschlagen. Mit dem Verweis auf ein Wort aus dem Alten Testament – man soll an ihm kein Gebein zerbrechen (Ex 12,46) – wird festgehalten, dass dies bei Jesus nicht geschieht. Der Vers stammt aus dem Buch Exodus, wo Mose genaue Anweisungen bekommt, wie die Osterlämmer zu schlachten sind. Der Evangelist wollte damit betonen, dass Jesus das wahre Osterlamm ist. Gemäß dem vierten Evangelium stirbt er zur Stunde, in der man im Tempel die Lämmer für das Paschamahl bereitet. Das Lamm ist das Opfertier schlechthin. Es verweist also auf die Hingabe Christi am Kreuz. Was wir in der Messfeier empfangen, ist die Frucht seiner Liebe, die sich am Kreuz vollendet hat.

## 27. Die Vorbereitung auf den Kommunionempfang

Nach dem Gesang des „Lamm Gottes“ halten der Vorsteher und die Gemeinde inne. Sie bereiten sich in Stille auf den Empfang des Leibes (und Blutes) Christi vor. Dem Priester stehen dafür zwei Texte zur Verfügung, die er leise für sich betet. Das Heil, das uns in der Eucharistie verheißen wird, soll unser Leben erfüllen und fruchtbar machen. In diesem Sinne ist das persönliche Gebet vor der Kommunion ein bedeutender Schritt, um sich für die Gemeinschaft mit dem Herrn zu öffnen.

Wer vor Gott steht, wird sich seiner Vergänglichkeit und Unzulänglichkeit bewusst. Insofern vergegenwärtigen sich die Gläubigen an dieser Stelle, dass sie nicht aufgrund ihrer Verdienste an den Tisch des Herrn geladen sind. Der Vorsteher erhebt ein Stück der gebrochenen Hostie. Mit den Worten Johannes des Täufers, die den Gesang zum Brotbrechen begleitet haben, weist er noch einmal auf Christus hin, das Lamm Gottes, das unsere Sünden tilgt. Die Gemeinde stimmt mit dem Bekenntnis des Hauptmanns von Kafarnaum ein: „Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund“ (siehe Mt 8,8). Die Sakramente sind Zeichen des Glaubens. Der heidnische Hauptmann weist uns den Weg zur Gemeinschaft mit Christus. Die Eucharistie ist nicht der Lohn für ein tadelloses

christliches Leben. Und dennoch mahnt der Apostel Paulus, den Leib des Herrn nicht gedankenlos zu empfangen (1 Kor 11,29). Die Geschichte lehrt uns, wie schwer es ist, hier das rechte Maß zu finden.

Der Priester greift im Anschluss an das Gebet der Gläubigen das Motiv des Lammes noch einmal auf. Diesmal in Gestalt einer Seligpreisung im Geiste der Offenbarung des Johannes: „Selig, die zum Hochzeitsmahl des Lammes geladen sind“ (siehe Offb 19,9). Dieser Vers kann durch einen anderen Spruch aus der Heiligen Schrift oder den Kommunionvers ersetzt werden. Damit rückt die Eucharistie in einen alles umfassenden Horizont. Das Geschehen im Gottesdienst wird zu einem Bild für das himmlische Hochzeitsmahl, „das Große, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Kor 2,9).

Anschließend empfängt der Vorsteher die Kommunion. Dabei spricht er die Worte „Der Leib (das Blut) Christi schenke mir das ewige Leben.“ Hin und wieder wird bemängelt, es entspräche nicht den guten Sitten, dass der Priester als Erster vom eucharistischen Brot nimmt und es dann erst den Gläubigen reicht. Diese Praxis entspricht jedoch der ältesten Überlieferung des Ostens und des Westens. Der Vorsteher ist nämlich nicht nur Repräsentant Christi, sondern auch Glied der Kirche. Er ist zuerst selbst Empfänger und dann erst Diener des Sakramentes.

## 28. Regelmäßig zur Kommunion?

In den ersten drei Jahrhunderten des Christentums war es selbstverständlich, dass die Gläubigen nicht nur die Messe mitfeierten, sondern auch die Kommunion empfangen. Mancherorts nahmen die Gläubigen das eucharistische Brot sogar mit nach Hause und nahmen täglich vor der ersten Mahlzeit etwas davon zu sich. So prägte die sonntägliche Eucharistiefeyer den Alltag.

Im vierten Jahrhundert begannen jedoch massive Veränderungen. Die Zahl der Getauften wuchs rasch an, ihre geistliche Prägung jedoch konnte damit nicht immer Schritt halten. Viele gingen nur selten zur Kommunion, weil sie den hohen Ansprüchen der Kirche nicht folgen konnten oder wollten. Bald mussten Synoden vorschreiben, man solle zumindest an bestimmten Tagen die Kommunion empfangen. Das Gebot, dass der Katholik wenigstens einmal im Jahr die sakramentale Gemeinschaft mit Christus suchen muss, gilt noch immer. Es wurde am 4. Laterankonzil (1215) erlassen und verrät, dass es in dieser Zeit längst nicht mehr üblich gewesen ist, an den Tisch des Herrn zu treten. Waren die Leute damals weniger fromm als heute? Wohl kaum, denn das Mittelalter hat hervorragende Zeugnisse christlichen Glaubens hervorgebracht. Die Wurzeln liegen also woanders. In der Auseinandersetzung mit der Irrlehre des Ari-

anismus, der die Gottheit Christi leugnete, rückte in der eucharistischen Frömmigkeit das Motiv der Begegnung mit dem göttlichen Geheimnis immer stärker in den Mittelpunkt. Die Angst, sich dem heiligen Feuer zu nähern und dabei – bildlich gesprochen – zu verbrennen, wurde immer größer. Die Warnung des Apostels Paulus, unwürdig vom Brot zu essen und aus dem Kelch zu trinken (1 Kor 11,27) ließ die Gläubigen lieber nach anderen Formen der Gemeinschaft mit Christus suchen. Sie fanden sie in der Anschauung und Anbetung des Sakramentes.

Es gab aber auch Anstöße, diesen Umstand zu verändern. Die größte Wirkungsgeschichte hatte wohl jener Papst Pius X. (1903-1914). Er war der erste Nachfolger Petri seit dem Mittelalter, der seine Laufbahn als Landpfarrer begann. Daher war ihm die Seelsorge ein großes Anliegen. Sein Prinzip der aktiven und tätigen Teilnahme an der Eucharistiefeier, die sich auch im Kommunionempfang ausdrückt, wurde später zu einem Schlüsselwort der Liturgiereform des 2. Vatikanischen Konzils. In seiner Amtszeit wurde auch das Alter der Erstkommunikanten vom Ende an den Beginn der Grundschulzeit verlegt. Heute dürfen wir uns freuen, dass die Kirche nach vielen Jahrhunderten wieder einen Zugang zum regelmäßigen Empfang des Sakramentes gefunden hat. Umso eindringlicher gilt es aber auch die Mahnung zu hören, unser Leben dem entsprechend zu gestalten.

## 29. Die Kommunion: Er reichte ihnen das Brot

Im Anschluss an die Kommunion des Priesters treten die Gläubigen an den Tisch des Herrn. Gerade dieser Teil der Messfeier hat im Laufe der Geschichte einen großen Wandel erlebt. Er ist gleichsam das Spiegelbild der eucharistischen Frömmigkeit.

Zunächst traten die Gläubigen an die Altarschränken, um dort stehend das Sakrament zu empfangen. Später wurden dort Kommunionbänke errichtet. Meist wurden sie mit einem weißen Tuch bedeckt. Sie waren niedriger und ermöglichten den Mitfeiernden, kniend das Sakrament zu empfangen. Auch ihre Bauart verriet die ideelle Zugehörigkeit zum Altar und damit zur Tischgemeinschaft mit Christus. In jüngerer Zeit führte man zudem die so genannte Kommunionpatene ein. Sie sollte verhindern, dass Teile der Hostie zu Boden fielen.

Den rechten Platz für die Kommunionsspendung zu finden, ist bis heute eine Herausforderung geblieben. Es liegt in der Natur der Sache, ihn im Umfeld des Altares zu verorten. Er ist der Tisch des Herrn, das geistliche Zentrum der Gemeinde, die sich in frühchristlicher Zeit als Familie Gottes verstanden hat. Dort soll jeder Mensch in Ruhe und Würde das Sakrament empfangen. Zudem beinhaltet die Kommunion zwei Aspekte der Gemeinschaft – die Verbindung mit Christus, der in den

eucharistischen Gestalten von Brot und Wein unter uns gegenwärtig ist, aber auch die Verbindung mit der Kirche, „der Gemeinschaft der Heiligen“. Der Kommunionempfang ist also zunächst ein zutiefst persönliches Geschehen. Das „Amen“ jedes Einzelnen zu den Worten „Der Leib (das Blut) Christi“ ist unabdingbar. Dieser Glaube aber stiftet Gemeinschaft. Auch sie muss bei der Kommunion erfahrbar sein, zum Beispiel im Gesang zur Kommunion, in dem die Gemeinde ihre Freude über die Begegnung mit Christus zur Sprache bringt.

Im Altertum schien es selbstverständlich gewesen zu sein, dass man die Kommunion mit der Hand zu sich nahm. Klassisch geworden ist ein Text des Bischofs Cyrill von Jerusalem aus dem vierten Jahrhundert. Darin werden die Gläubigen aufgerufen, die linke Hand zu einem Thron für die rechte zu machen, die den König trägt. Was sie empfangen, ist kostbarer als Goldstaub, daher sollen sie auch keinen noch so kleinen Teil verlieren. Als das eucharistische Brot ab dem 9. Jahrhundert die Gestalt von Oblaten annahm, wurde die Kommunion den Gläubigen immer häufiger auf die Zunge gelegt. So ist es bis heute geblieben. Nach dem 2. Vatikanischen Konzil wurde jedoch wieder die Möglichkeit eröffnet, den Leib Christi mit der Hand zu empfangen. Die Gläubigen tragen also die Verantwortung, für sich die angemessenste und würdigste Form des Empfanges der Eucharistie zu finden.



### 30. Das Blut Christi

Im Altertum war es selbstverständlich, den Gläubigen das Blut Christi zu reichen. So manche Chronik versetzt uns mit Angaben über das Fassungsvermögen antiker Kelche in Stauenen. Einige orientalisch-kirchliche Kirchen konnten diesen Brauch bis heute bewahren. Im byzantinischen Gottesdienst etwa wird das eucharistische Brot in den Wein getaucht und den Gläubigen mit einem kleinen Löffel kunstvoll auf die Zunge gelegt.

Auch in katholischen Ländern war die Kelchkommunion bis ins 12. Jahrhundert weit verbreitet. In dieser Zeit befasste sich die Theologie mit der Frage, ob man denn auch unter einer Gestalt den ganzen Christus empfangen kann. Spuren davon finden wir im Hymnus „Lauda Sion“ des hl. Thomas von Aquin, wo es heißt: „Blut und Fleisch sind Trank und Speise, da sich doch in beider Weise Christus unzerteilt befindet.“ Dazu kamen die Gefahr des Verschüttens und im Zeitalter der Pest sicher auch hygienische Bedenken. Auf der anderen Seite wurde der sogenannte „Laienkelch“ in der anbrechenden Neuzeit zu einer Forderung unterschiedlichster Gruppierungen, von den Hussiten bis hin zu den Reformatoren. So beschränkte man die Kelchkommunion in der Praxis der katholischen Kirche zunehmend auf den Priester, der gleichsam stellvertretend für die Gläubigen unter beiden Gestalten kommunizierte.

Mit der nachkonziliaren Liturgiereform kam es auch in der Frage der Kelchkommunion wieder zu einer Öffnung. Man kann wohl sagen, dass die kirchlichen Normen weit großzügiger sind als die Praxis in den meisten Pfarren. Dies ist umso bedauerlicher, als sich uns in dieser Form der Kommunion weitere Facetten des geistlichen Reichtums der Eucharistie erschließen. Während das gebrochene Brot die Gemeinschaft mit Christus bezeichnet, ist nämlich der Kelch mit dem Blut Christi ein Zeichen der Versöhnung. Das Trinken aus dem Kelch ruft uns im heiligen Zeichen ins Gedächtnis, dass uns Christus durch sein Blut mit Gott versöhnt hat. Zudem gilt das Blut in der Bibel als Sitz des Lebens. Wenn uns Christus aufträgt, sein Blut zu trinken, werden wir gewahr, dass er uns an seinem göttlichen Leben teilhaben lässt. In einem der Psalmen, die Jesus beim Letzten Abendmahl gebetet hat, heißt es schließlich: „Ich will den Kelch des Heiles erheben und anrufen den Namen des Herrn“ (Ps 116,13). Er hat früher bei der Kommunion des Priesters als deutendes Gebet eine große Rolle gespielt. Das Trinken aus dem Kelch ist hier Ausdruck der Freude über die Rettung, die beim Dankopfer der heiligen Messe ihren eigentlichen Sitz im Leben hat. Hier weitet sich unser Blick auf die ewige Freude, das himmlische Hochzeitsmahl. Es gibt also eine Reihe guter Gründe, dem Auftrag Jesu „Trinkt alle daraus“ wieder häufiger entsprechen.

### 31. Der Gesang zur Kommunion – Communio

Der festliche Gesang zur Kommunion ist ein Ausdruck der Dankbarkeit für das Heil, das uns geschenkt wird. In der alten Kirche wurde an dieser Stelle ein Psalm gesungen (Communio). Sein Vollzug unterlag denselben Gesetzmäßigkeiten wie der Gesang zum Einzug und zur Gabenbereitung (Introitus und Offertorium). Ein Sänger trug die Verse vor, das Volk oder eine Schola aber antwortete mit dem Kehrsvers. Zwei dieser Antiphonen können zu Recht als klassisch bezeichnet werden: „Aller Augen warten auf dich und du gibst ihnen Speise zur rechten Zeit“ (Ps 145,15) sowie „Kostet und seht, wie gütig der Herr ist“ (Ps 34,9). Als immer weniger Gläubige die Kommunion empfangen, verkümmerte der Gesang. In unseren Breiten ist an diese Stelle ein Lied getreten. Ungeachtet dessen ist auch der Kommunionvers im Messbuch abgedruckt. Wenn zur Kommunion nicht gesungen wird, kann er vom Priester oder von allen gesprochen werden.

Je größer die Gemeinde, desto schwieriger ist es, genau einzuschätzen, wie viel Brot und Wein man für die Feier benötigt. Mit dem Wein hat man sich in der alten Kirche so beholfen, dass dem Kelch mit dem Blut Christi bei Bedarf etwas Wein beigemischt wurde. Das eucharistische Brot aber galt es, nach der Feier sorgsam zu verwahren. Schließlich be-

nötigte man es auch für die Kommunion der Kranken und Sterbenden. Das geschah zunächst in der Sakristei, später auch in der Kirche, meist in einer Nische im Presbyterium. Im Zeitalter der Gotik errichtete man schließlich turmartige Sakramentshäuschen. Mancherorts haben sich bis heute beeindruckende Beispiele erhalten. Spätestens seit dem Barock ist der Tabernakel mit dem „Hochaltar“ verbunden und bildet damit das Zentrum des Kirchenraumes. Nach dem Konzil bevorzugt man als den Ort der Aufbewahrung der Eucharistie jedoch eine Seitenkapelle oder eine Stele im Altarraum. Eine große Zahl von eucharistischen Gesängen und Segensliedern macht deutlich, wie sehr die Frömmigkeit vergangener Jahrzehnte mit diesem Ort verbunden war.

Mit der Zeit erfüllte der Tabernakel auch eine Funktion, für die er ursprünglich nicht gedacht war. Immer häufiger konsekrierten die Priester nur ihre eigene Hostie und holten jene für das Volk aus dem Tabernakel. Bereits 1742 rief Papst Benedikt XIV. die Priester dazu auf, auch den Gläubigen jenes Brot zu reichen, das aus der Messfeier stammt, an der sie teilnehmen. Es ist unbestritten, dass Christus über die Feier hinaus in der Gestalt des Brotes gegenwärtig bleibt. Dennoch entspricht es mehr der Zeichenhaftigkeit des Geschehens, wenn der Priester das Brot, über dem er den Lobpreis gesprochen hat, anschließend auch den Gläubigen reicht. So hat es Jesus beim Letzten Abendmahl getan.

### 32. Nach der Kommunion

In der Kommunionfeier suchen die Menschen seit alters her auch die Stille und das persönliche Gebet. Es ist notwendig und sinnvoll, um die Gemeinschaft mit Christus zu pflegen. Dazu gehört auch das heilige Schweigen als Sinnbild für das Unfassbare und Unsagbare unseres Glaubens.

Der Erneuerung der Messfeier nach dem Konzil ist es zu verdanken, dass die Verbindung der Kommunion des Priesters mit jener des Volkes nun wieder deutlicher zu Tage tritt. Da die Gläubigen, selbst die Ordensleute, seit dem Mittelalter den Leib Christi nur noch gelegentlich zu empfangen pflegten, entfiel dieser Teil der Messfeier früher nämlich gar nicht so selten. Dafür bürgerte sich der Brauch ein, das Sakrament auch losgelöst von der Eucharistiefeier in eigenen Gottesdiensten zu reichen, vor allem im Anschluss an das Bußsakrament. So wurde auch die Danksagung für die Gemeinschaft mit Christus immer mehr zu einer privaten Angelegenheit im Anschluss an die Feier. Damit wurde jedoch der innere Zusammenhang zwischen der Messe und dem Empfang der Eucharistie verdunkelt. Der Priester nahm zwar das Brot, sprach den Lobpreis und brach es, wie Jesus beim Letzten Abendmahl, es wurde den Gläubigen aber nur noch vereinzelt gereicht.

Heute sind der Empfang der Kommunion und die Dankagung wieder fest mit der Eucharistiefeyer verbunden. Ein kurzer Text aus dem Messbuch weist uns den Weg. Der Priester, Diakon oder Akolyth betet ihn leise für sich, während er den Kelch und die Hostienschale reinigt. Er fasst die Richtung und das Ziel des Kommunionempfangs ins Auge: „Was wir mit dem Mund empfangen haben, Herr, das lass uns mit dem Herzen aufnehmen.“ Aus der Eucharistie zu leben, heißt, sich offen zu halten für das rettende Erbarmen Gottes. Das Heil ist unter uns. Es liegt an jedem Einzelnen, es in seinem Leben fruchtbar werden zu lassen. Im zweiten Teil dieses Gebetes wird dann ein umfassender Bogen gespannt: „... und diese zeitliche Speise werde uns zur Arznei der Unsterblichkeit.“ Die Eucharistie ist das Unterpfand des ewigen Lebens, wie es auch in der Rede Jesu über das Himmelsbrot in Kafarnaum heißt: „Wer von diesem Brot isst, wird in Ewigkeit leben“ (Joh 6,51). Dieses Leben ist für den Evangelisten Johannes die Frucht des Glaubens. Wer glaubt, ist mit Christus verbunden. Er ist aus dem Bereich des Todes in das Leben getreten.

Kommunion feiern wir nicht für uns allein, sondern gemeinsam. Wir gehören als Gemeinschaft der Heiligen Christus an. Daher ist es angemessen, nach dem persönlichen Gebet auch als Gemeinde Dank zu sagen, zum Beispiel durch ein Loblied. Es bildet die Brücke zum Schlussgebet.

### 33. Das Schlussgebet

Die Kommunionfeier ist ein Spiegelbild der Gabenbereitung. Dort werden das Brot und der Wein zum Altar gebracht. Währenddessen wurde ursprünglich ein Psalm gesungen. Dann wird der Altar bereitet. Schließlich mündet das Geschehen in das Gabengebet. In der Kommunionfeier werden jetzt die Gaben den Gläubigen gereicht. Ein „wunderbarer Tausch“ hat sich vollzogen: Brot und Wein sind zu Christi Leib und Blut geworden. Auch dieser Akt war zunächst mit dem Psalmengesang verbunden. Psalmen waren nämlich die klassischen Begleitgesänge zu den Prozessionen. Danach werden die liturgischen Gefäße gereinigt. Die Eucharistie aber wird zum Tabernakel gebracht. Nun ist der Altar wieder leer, wie zu Beginn der Feier. Nach der Danksagung folgt das abschließende Gebet des Vorstehers. Es fasst die persönlichen Gebete der Gläubigen und den Dankgesang mit knappen Worten zusammen.

Im Lateinischen wird das Schlussgebet *postcommunio* genannt. Es bezeichnet die Stelle (nach der Kommunion), an der es gebetet wird. Im Deutschen wurde jedoch der Begriff *Schlussgebet* geprägt, weil dieses Gebet nicht nur die Kommunionfeier, sondern den gesamten Gottesdienst beschließt. Der Vorsteher spricht es am Altar oder am Priestersitz. In alten römischen Vorlagen (*Ordines*) bildet das

Schlussgebet tatsächlich den Abschluss. Es folgt die Entlassung der Gläubigen. Der Segenstil hat sich erst später entfaltet. Im Bewusstsein der Christen des ersten Jahrtausends war die Eucharistie nämlich der Inbegriff des göttlichen Segens. Die Kommunion zu empfangen, heißt also, die Fülle des göttlichen Segens in sich aufzunehmen.

Das Schlussgebet fasst mit kurzen Worten, wie es für die klassischen römischen Orationen üblich ist, den Dank der Gläubigen zusammen. Die Kirche preist Gott für den Empfang des Leibes und Blutes Christi. Mitunter ist auch von den Früchten des Sakramentes die Rede. Es bewirkt die Heiligung der Gläubigen, reinigt sie von Schuld und Sünde und entfacht das Verlangen nach der ewigen Gemeinschaft mit Christus im Himmel. Was die Gläubigen empfangen haben, soll sich nun im alltäglichen Leben entfalten. Sie sollen Christus in Liebe nachfolgen, dem Bösen widerstehen und so offen werden für die göttliche Gnade. So wird die Messfeier mit dem Leben verbunden. Was in heiligen Zeichen gefeiert worden ist, soll uns prägen. Die Wandlung ist nicht nur auf die Gaben von Brot und Wein bezogen, sie soll auch unser Leben erfassen. Was in der Taufe begonnen hat, soll sich durch die Kraft der Eucharistie entfalten – die Abkehr vom Unmenschlichen und Gottlosen hin zu einem Leben, geprägt vom Glauben, von der Hoffnung und von der Liebe.





## V. DER ABSCHLUSS

---

## 1. Die Verlautbarungen und der Segen

Während die eröffnenden Riten der Messfeier durch eine große Vielfalt an Gebeten und Gesängen geprägt sind, fällt der Abschluss eher nüchtern aus. Das Wesentliche ist in der Kommunion schon an sein Ziel gekommen – die sakramentale Gemeinschaft mit Christus. Die abschließenden Teile der Messe beginnen gegebenenfalls mit einem Schlusswort des Vorstehers und den Verlautbarungen. Früher geschah dies im Umfeld der sonntäglichen Predigt, die im strengen Sinne gar nicht zur Feier gehört hat. Nun wird die Gemeinde von den wichtigsten Belangen sinnvoller Weise am Ende der Liturgie in Kenntnis gesetzt. Es folgt der Segen.

Wer am Gründonnerstag die Messe vom Letzten Abendmahl besucht, wird gewahr, dass man die Gläubigen ohne Segen entlässt. Das Schlussgebet ist das letzte Wort des Priesters. Wir dürfen annehmen, dass sich in dieser Feier, die nur einmal im Jahr begangen wird, Urgestein römischer Liturgie erhalten hat. In der Tat berichten uns alte Quellen, dass selbst der Papst die Kirche nach dem Schlussgebet ohne weitere Worte und Gesten verlassen hat. Während des Auszuges durch die Basilika bat ihn das Volk um den Segen, worauf er antwortete: „Benedicat nos Dominus“. Es fällt also auf, dass sich auch der Papst in die Segensbitte einschloss. Erst auf der Synode von Albi im Jahre 1230 begegnet uns die bis heu-

te geläufige Zusage „Es segne euch der allmächtige Gott, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist.“ Damit steht der Abschluss der Liturgie wie der Beginn im Zeichen des dreifaltigen Gottes.

Priestern war es lange Zeit untersagt, den Segen mit der Hand zu erteilen. Dies galt als das Vorrecht der Bischöfe. Die Priester segneten das Volk vorerst mit der Patene oder dem Kelch, also mit jenen Gegenständen, die mit den eucharistischen Gestalten in Berührung gekommen waren. Später wurden auch Reliquien verwendet. Die letzte Liturgiereform schenkte dem Schlusseggen besondere Aufmerksamkeit. Man schuf eine Reihe von großen, dreigliedrigen Segensgebeten. Sie stammen aus der reichen Tradition Galliens. Der bischöfliche Segen hat nach wie vor ein eigenes Gewicht. Ihm gehen nämlich einleitende Versikel, also Psalmenworte, voraus. Zudem macht der Bischof dreimal das Kreuz über die Gemeinde. Die ursprünglichste Form der Segensgebete dürfte sich in der Gestalt des Gebetes über das Volk am Karfreitag erhalten haben. Es ist noch nicht mit dem Segenskreuz verbunden. Vielmehr breitet der Vorsteher die Hände über die Gemeinde aus und bittet Gott, reicher Segen möge auf sein Volk herabkommen. Das Messbuch beinhaltet in einem eigenen Kapitel eine ganze Reihe ähnlicher Gebete, darunter auch den Wetterseggen, den man in der Sommerzeit sehr schätzte und in ländlichen Gebieten auch heute noch pflegt.

## 2. Gehet hin in Frieden

In der lateinischen Messe entlässt der Diakon oder der Vorsteher die Gläubigen mit den Worten „Ite missa est“. So oder ähnlich wurden im antiken Rom auch weltliche Veranstaltungen beschlossen. Der Entlassungsruf hat also zunächst keine religiöse Bedeutung. Er kündigt nur das formelle Ende der Feier an.

Es fällt auf, dass dieser Ruf in den meisten Ländern nicht wörtlich übersetzt worden ist. Dies hängt wohl auch damit zusammen, dass er sich schwer in eine sprachlich annehmbare Form fassen lässt. Stattdessen griff man auf die Formel „Gehet hin in Frieden“ zurück. Sie ist schon in den Schriften des heiligen Johannes Chrysostomus belegt, stammt also aus dem christlichen Osten. In Gallien, dem die römische Nüchternheit fremd erschien, beschloss man die Feier mit dem Aufruf „Benedicamus Domino“. Er fand Eingang in die römische Liturgie, jedoch nur an den Tagen ohne Gloria. Heute ist er in der Gestalt des „Singet Lob und Preis“ im Stundengebet verankert.

Die Gemeinde bestätigt den Entlassungsruf mit den Worten „Dank sei Gott, dem Herrn.“ Das lateinische „Deo gratias“ wurde auch verwendet, um zu bekräftigen, eine Botschaft oder Mitteilung gehört zu haben. An dieser Stelle aber leuchtet mehr auf. Es ist das letzte Wort, das in der Messe gespro-

chen wird. Die Gemeinde gibt damit gleichsam den Kern ihres Tuns wieder. Eucharistie ist die Danksagung an Gott. So ist das „Dank sei Gott, dem Herrn“ nicht nur das Schlusswort, sondern auch die treffende Zusammenfassung der ganzen Feier.

Nun küsst der Priester den Altar. Es ist der Abschiedsgestus, bevor er den zentralen Ort, den Tisch des Herrn, verlässt. Dann zieht er mit den liturgischen Diensten in die Sakristei. Im Gegensatz zum Einzug, der sehr feierlich gestaltet sein kann und im Altarkuss des Priesters mündet, gibt es im Messbuch keine Hinweise, wie der Auszug zu vollziehen sei. Ihm wohnt nämlich keine tiefere Zeichenhaftigkeit inne. Wir kehren zurück ins alltägliche Leben. In so mancher Sakristei haben sich noch Tafeln aus vorkonziliarer Zeit mit dem Titel „Gratiarum actio post missam“ erhalten. Sie verraten uns, dass der Priester früher im Anschluss an die Messfeier noch Gebete verrichtet hat. Dazu gehörte vor allem der Psalm 150, der große abschließende Lobpreis am Ende des Psalters. Wenn heute bei festlichen Gottesdiensten zum Auszug ein Lobgesang oder die Orgel erklingt, entspricht dies vielfach einem inneren Bedürfnis, die Freude über das Gute, das uns geschenkt worden ist, zu bekunden.



## Ausblick

Während unseres Durchgangs durch die Feier der Eucharistie haben wir immer wieder in die Vergangenheit geblickt. Dabei sind wir an die schriftliche Überlieferung gebunden, an alte Messordnungen und liturgische Bücher. Sie stellen sozusagen die offizielle und erwünschte Form liturgischen Feierns dar, das Ideal, dem man verpflichtet war. Könnten wir eine Zeitreise antreten, käme wahrscheinlich viel mehr zu Tage. Wir könnten erleben, wie in kleinen mittelalterlichen Landkirchen Messe gefeiert wurde und wie sie sich in den großen Klosterkirchen entfaltet hat.

Dasselbe gilt auch für die Gegenwart. Während meiner Studienzeit in Wien konnte ich an einem Wochenende die unterschiedlichsten Zugänge zur Liturgie erleben. Für mich waren sie alle eine große Bereicherung. Da war zunächst die Eucharistiefeier in der kleinen, aber uralten Ruprechtskirche in der Nähe zum Schwedenplatz. Sie war geprägt von der sprachlichen Fertigkeit des Priesters, P. Joop Roeland, dessen niederländischer Akzent auf wunderbare Weise mit der deutschen Sprache verschmolz. Die Musik und Texte, ebenfalls dieser Tradition entstammend, und die Nähe zur Synagoge, in der am Samstagabend das Ende des Sabbats gefeiert wurde, trugen dazu bei, dass sich viele Menschen hier dem Ursprung besonders nahe fühlten.



Am nächsten Vormittag wurde in der Augustinerkirche bei der Hofburg eine festliche Messe mit Chor und Orchester zelebriert. Die prächtigen liturgischen Gewänder, die Kerzen, der Weihrauch, vor allem aber die Musik und das historische Ambiente ließen in dieser Feier das Gefühl, in einer großen Tradition zu stehen, erwachen.

Am Sonntagabend versammelte sich schließlich in der Schottenkirche eine großteils junge Gemeinde, um in meditativer Atmosphäre den druckreifen Ausführungen zu den alttestamentlichen Texten von P. Georg Braulik zu folgen.

Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen, etwa durch die slowenischen Weihnachts- oder Osterlieder in meiner Heimatpfarre, durch die das Fest für viele erst wirklich zum Fest wird, oder den Familiengottesdienst in der salesianisch geprägten Klagenfurter Pfarre St. Josef-Siebenhügel, in dem Kinder ihre ersten „Gehversuche“ machen und den Glauben auf ihre Art zu feiern wissen.

Die Messe ist also mehr als ein Gebilde von Texten und Normen. Sie nimmt an konkreten Orten, unter konkreten Menschen Gestalt an und wird so auch ein Ausdruck menschlichen Lebens und Feierns. In dieser Buntheit und Vielfalt des Lebens begegnet uns Christus. Ich wünsche mir, dass es auch in Zukunft so bleiben wird.



**Klaus Einspieler**

katholischer Theologe,  
geboren 1970 in Klagenfurt,  
verheiratet, Vater eines Sohnes und einer Tochter,  
seit 1994 Referent für Bibel und Liturgie  
im Seelsorgeamt der Diözese Gurk.  
Publikationen zu biblischen und liturgischen  
Themen in deutscher und slowenischer Sprache.